löbliches Beginnen! Aber der Mann wird den Männern, die wirklich auf schwerem Posten ihren Dienst versehen, keine reine Freude bereitet haben. Denn er krebste am Rande herum und erzählte von „Schwierigkeiten" und „Entbehrungen", die vielleicht für einen Plüschsofaspießer in einer idyllischen Pensionistenstadt von Belang sein mögen, nicht aber für Menschen, die für die deutsche Zukunft den Nichtigkeiten eines bequemen Lebens entsagen.

Er erzählte von den Sorgen einer Hausfrau, die einer polnischen Köchin beibringen muß, wie man Knödel auf schlesische Art macht. Er stellte fest: „Der Rahmen dessen, was man Vergnügen nennt, ist sehr eng." Und dabei sprach er von Krakau, wo es dreimal wöchentlich deutsches Theater, wo es Konzerte und deutsche Lichtspielhäuser gibt. Er fand die gesellschaftlichen Möglichkeiten beschränkt, es gäbe fast nur Offiziere und Beamte, mit denen man sich abends treffen könne. Du heilige Einfalt! Und er sah schon etwas Besonderes darin, daß der einzelne auf sich selbst gestellt ist und vieles sofort entscheiden muß, ohne eine Rückfrage stellen zu können. Als ob das bereits eine „Schwierigkeit" wäre und nicht die erste, bescheidenste Voraussetzung ersprießlicher Arbeit!

Der Mann hätte nach Lublin fahren sollen oder auch nur in eine kleine Kreisstadt, und er hätte sich nicht nur in höheren Regionen bewegen sollen, wo er gesellschaftliche und Knödelprobleme wittern konnte — aber man darf vermuten, daß ihm auch das nichts genutzt hätte.

Wer die deutsche Aufgabe im Osten von der Bequemlichkeitsfrage her und überhaupt als ein Problem der Lebenshaltung überschauen möchte, ist als Berichterstatter gänzlich untauglich und vermag dem deutschen Volke nicht zu sagen, worum es im deutschen Osten geht.

Nicht ausschlaggebend

Der deutsche Mensch im Osten gehört sich nicht mehr als der Soldat an der Kanalküste, im Kampfflugzeug und auf dem Vorpostenboot. Auch der Soldat freut sich über jede Aufbesserung seines leiblichen Daseins, über ein schöneres Quartier, ein besseres Essen, eine längere Ruhepause, über Liebesgaben und Frontheater, und es ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, ihm das Leben so angenehm wie nur möglich zu gestalten.

Und so ist es auch unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, darauf zu achten, daß der deutsche Mensch im Osten nicht ein vergessener Vorposten wird, daß seine menschlichen und kulturellen Verbindungen mit der alten Heimat immer besser und inniger werden, daß es ihm an nichts fehle, daß der Beamte, der Kaufmann, der Bauer ein Dasein führe, das eines deutschen Menschen würdig ist — aber diese Dinge sind für ihn selbst ebensowenig primär wie der Wehrsold für den U-Boot-Fahrer.

Auch die Menschen, die aus Wolhynien, Ostgalizien, Bessarabien heimkehrten, haben zuletzt nach den materiellen Voraussetzungen ihres Daseins in den neuen deutschen Ostgebieten gefragt, im Denken dieser ewigen Vorposten des Deutschtums haben die Dinge immer die richtige Rangordnung eingenommen, stand der Sinn des Lebens immer über den Begleiterscheinungen.

Für die Arbeit im deutschen Osten gilt daher der Grundsatz, den der Führer aufstellte, als er das ungeheuerliche Wagnis unternahm, mit dem Willen eines Namenlosen den Frühlingssturm einer Volksbewegung zu entfachen. Er verhieß denen, die er rief, keine materiellen Güter. Er verhieß ihnen ein hartes opferreiches Dasein voll Kampf und Entsagung. Und sein Ruf wurde gerade deshalb von jenen gehört und befolgt, die in sich die Kraft verspürten, ihr Leben einem Ideal zu weihen und die Unzuträglichkeiten eines kämpferischen Lebens in Kauf zu nehmen. Nach den Anforderungen, die er stellte, vollzog sich eine rassische Auslese, eine Auslese menschlicher Qualität. Wie für die Führung seines Kampfes nur die Besten gerade gut genug waren, so ist auch für die einmalige Arbeit im deutschen Osten, die vor Jahrtausenden zu bestehen hat, nur das beste Menschenmaterial geeignet, das vor harten Anforderungen nicht zurückschreckt, das es dann aber auch zweifellos „zu etwas bringen" wird.

Idealisten gesucht

Wir brauchen nicht zu fürchten, daß es uns an Menschen für den Osten fehlen würde, wenn wir nicht „verlockende Bedingungen" zu bieten haben, wenn wir nicht Locklöhne und bequeme Lebenssicherungen als Köder auslegen. In den feldgrauen Millionenheeren stehen die Arbeiter- und Bauernsöhne, die jungen Handwerker, die künftigen Lehrer, Beamten und „Akademiker", die längst bewiesen haben, aus welchem Holz sie geschnitzt sind, die bereit sind, als den Lohn ihres Siegens zwar nicht eine bequeme Lebensrente, wohl aber das Recht zu empfangen und wahrzunehmen, ihre Kräfte frei zu entfalten auf einem neuen Heimatboden, der nach ihrer Arbeit dürstet. Sie werden Arbeit und Mühe nicht scheuen. Die Primitivität des Anfangs wird sie nicht erschrecken. Wenn sie nur wissen, daß die Früchte ihrer Arbeit ihren Kindern und der deutschen Zukunft gehören.

Dafür aber soll gesorgt werden! Wenn ihnen der deutsche Osten gerade am Anfang auch kein sattes Bürger- und Rentnerdasein zu bieten hat, so ist er dafür das Land, in dem sich die schöpferischen Kräfte der nationalsozialistischen Revolution am ungehemmtesten entfalten werden. Der Osten soll nicht nur deutsch, er soll der Musterbereich der deutschen Volksgemeinschaft werden. Nicht nur die Träger menschlicher Unzulänglichkeiten sollen ihm tunlichst fernbleiben, sondern auch alle jene störenden Reste und Fremdkörper gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Art, die den Aufbau und das Leben in den alten Reichsgebieten erschweren.

Auf jungfräulichem Boden, der durch keinerlei Tradition, durch nichts Althergebrachtes vorbelastet ist, soll eine neue Volksgemeinschaft so entstehen, daß sie dem Ideal unserer Weltanschauung möglichst nahekommt.

Wir wollen dafür nur ein einzelnes Beispiel aus dem praktischen Leben nennen: es wird in den neuen Gauen sicher darauf geachtet werden, daß keine großen Trusts, Konzerne, Genossenschaften und dergleichen nur entstehen, die ihre materielle Macht gegen die Leistung des einzelnen ins Treffen führen könnten. Die jenseits der alten Reichsgrenzen emporblühende Volksgemeinschaft hat kein Interesse daran, daß die Filiale irgendeines Filial-Kaffegeschäfts, irgendeiner Juntzens selige Witwe, irgendeines Meinl oder Carisch den Handel und Wandel in einer Branche an sich reißt, daß irgendeine ältliche Angestellte und fünf bis sechs jugendliche und demgemäß bezahlte Mädchen Gewinne für ein namenloses Konsortium einheimsen, die das Leben eines selbständigen kinderreichen Familienvaters und einiger Angestellter sichern können.

Immer und überall und unter allen Umständen wird der freischaffende Mensch bevorzugt werden, der die Früchte seiner Arbeit mit seinen Kindern selbst genießt, der sich in die Gemeinschaft fügt und mit den kommenden Generationen in der neuen Heimat fest verwurzelt.

Das Aufkommen kapitalistischer Methoden und Einrichtungen wird nicht mühevoll bekämpft, es wird von Anfang an verhindert werden. Klassengegensätze werden nicht mühevoll überbrückt, sie dürfen gar nicht erst entstehen. Und die Arbeit in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft wird um so leichter und um so erfreulicher sein, je mehr es den harten Auslesebedingungen gelingt, den Krämer und Schmarotzer, den Bürokraten und Spießer den Grenzen der jungen Gaue fernzuhalten.

Der deutsche Osten kann so eine „Insel Heldentum" werden, ein Feld der harten Auslese, auf dem neues Denken, neue Methoden des Zusammenlebens und — neue Menschen gezüchtet werden, eine einzige große Ordensburg, die der Zukunft tausendfach heimzahlt, was die Gegenwart an sie verschwendet.

Neandertaler unter sich

Bubus Frau hatte schon lange ein begehrliches Auge auf den prächtigen Eberzahn geworfen, den Babas Frau um den Hals trug. Sie löcherte ihren Gemahl nach Strich und Faden, daß er es irgendwie anstellen sollte, das herrliche Bijou in seinen, das will sagen in ihren Besitz zu bringen. Bubu gebrauchte Ausflüchte. Aber es nutzte nichts, daß er seine Ausreden mit bunten Kieselsteinen unterstrich. Die Frau warf ihm den Woolworthplunder vor die Füße. Eberzahn! maulte sie. Und als Bubu immer noch keine Anstalten traf, unterwarf sie ihn der Blockade. Sie zeigte ihm, wenn er durchfroren und nach molliger Wärme begehrend von der Jagd heimkam, die zwar wohlgestaltete, aber kalte Kehrseite. Das bellte sich herum, und Bubu mußte, sollte er nicht als trauriger Hahnrei allgemeiner Verachtung verfallen, sich wohl oder übel dazu bequemen, den Erwerb des Eberzahns ernsthaft ins Auge zu fassen. Den an sich naheliegenden Gedanken, Baba zu erschlagen und mit der Frau auch den Eberzahn zu erwerben, ließ er baldigst wieder fallen. Denn Babas Ehehälfte war ein älteres Semester und die Vorstellung, sie als trauernde Wittib trösten zu müssen, verbat automatisch alles diesbezügliche Pläneschmieden.

Da kam es wie gerufen, daß Baba ein begehrliches Auge auf Bubus feuersteinerne Speerspitze, allerbeste Solinger Arbeit, warf. Nach längerem Palaver bei einem guten Tropfen Honigweins kamen die beiden überein, daß Bubu den Eberzahn und zwei guterhaltene Wolfsfelle punktfrei, Baba aber die Speerspitze erhalten sollte. Das geschah — und in diesem Augenblick ward der Tauschhandel erfunden mit all seinen dazumal noch ungeahnten Möglichkeiten.

Im Jahre 1940 ließ ein direkter Nachfahre Bubus folgende Anzeige erscheinen:

„Tausche einige Schlachtenten gegen leeres, guterhaltenes Benzineisenfaß, 200—300 Liter. Angebot unter Da. 1487 an die . . . Zeitung."

Angebot und Nachfrage ändern sich. Nicht aber die Methode. Denn man kann den Bubus nicht zumuten, daß sie sich zu Wirtschaftsauffassungen emporschwingen, die die Intelligenz eines Neandertalers übersteigen.

Aus diesem Grunde finden wir auch im „Generalanzeiger für Philatelie" unter den üblichen Tauschangeboten der Briefmarkensammler auch eines, das nur von einem Nachkommen Babas stammen kann:

„Gebe einige Gänse, Enten und Hühner ab für Deutsches Reich, Memel, Wohlf., Flugp.- oder Gedenksätze postfr. Tauschvorschläge erbitte unter Nr. 3034, Schleswig, hauptpostlagernd."

Man sieht, auch das Denkvermögen derer aus dem Geschlecht der Babas hat sich in Jahrtausenden nicht geändert. Und nur eine Linie, die aus der glücklichen Vereinigung beider Geschlechter entstand, die der Baba-Bubus oder Bubu-Babas, zeigt eine gewisse Entwicklungstendenz und hat bereits die Gehirnschmalzproduktion des hundertsten Jahrtausends vor Christi Geburt erreicht. Solche Leute annoncieren dann in der „Dekofei", der Zeitschrift des deutschen Kolonialwaren- und Feinkosthandels:

„Weinkellerei im Produktionsgebiet beteiligt sich mit 10 000 Flaschen Rhein- und Moselweinen an Kolonialwarengroßhandel mit Filialen, auch an GmbH. oder AG. Angebote unter F. M. 794 an die Exped. d. Ztg.".

Spricht nicht aus jedem Wort der noch primitive Erwerbstrieb des halbäffischen Vorfahren, der zwar durchaus Sinn für fette Dividenden hatte, auch durchaus bereit war, aus der Jagdbeute eines fremden Klans mit List und Tücke einiges für sich abzuzweigen, dem aber Geld und Geldeswert noch unbekannte Größen waren.

So etwas kauft eine Ware nicht, es ertauscht sie. Und so etwas beteiligt sich nicht mit Geld an einem fremden Unternehmen oder — was ihm noch lästiger ist — gar mit Arbeit und Leistung, sondern mit einer Ware, die man mit plumper Dreistigkeit unter dem eigenen Fettsteiß ein wenig verbirgt, bis sie knapp und damit begehrenswert wird.

Und da gibt es nun Professoren, die sich vielleicht die Köpfe zerbrechen über das vermutliche Seelenleben des Darwinschen Affenmenschen. Wozu das? Ist es nicht viel einfacher und aufschlußreicher, die nötigen Schlüsse aus einer kleinen Anzeige im Dezember 1940 zu ziehen?

„Schneiderin, langjährige Erfahrung, sehr tüchtig, geprüfte Meisterin, wünscht Kundschaft in Provinz (Selbstversorger). Angebote unter Z. G. 6856 Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91."

Das wünscht für den Fraß zu leben heute wie damals und hat sich nicht geändert, mag es auch geprüfte Meisterin sein.

Ungeahnte Möglichkeiten

Das hat vielleicht auch irgendwo hundert Dutzend Hosenträger oder tausend Kilo Strickwolle oder sechs Kilometer Gummiband zusammengehamstert, aber beileibe nicht, um die Ware rechtmäßig in den Verkehr zu bringen, o nein. Damit beteiligt man sich an einem Geschäft. Und mag es auch umständlicher sein als ein Umgang mit barer Münze, es hat doch den Vorteil, daß es nicht an Festpreise gebunden ist.

Wer sich mit 10 000 Flaschen künstlich verknappten, vorbedacht aus dem Warenverkehr gezogenen Weines an einem Handelsunternehmen beteiligt, kann den Wert seiner Ware höher einsetzen, als wenn er sie unter den Augen des Preiskommissars ordnungsgemäß verkauft. Er kann hamstern und wuchern und meint, man werde ihm nichts anhaben können. Und auch der Handwerker, der nur noch für die Naturalien des Selbstversorgers zu arbeiten wünscht, glaubt besonders schlau zu sein. Jetzt kriegt er nicht nur den begehrten Fraß. Jetzt kann er auch beliebige Preise machen, die ja nur in Mark und Pfennig begrenzt sind, nicht aber, wenn man sie nach Gänsegrieben und Rosenkohlchen berechnet.

Und wenn das so weitergeht?

Nein, wir fürchten die Verneandertalerung nicht, weil ja die Zahl der sich unter uns bewegenden, mehr affen- als menschenähnlicher Zweifüßler doch recht begrenzt ist. Die Mehrzahl hält sich doch wohl nach wie vor an die gebräuchlichen, fortschrittlicheren Methoden des Handelns und Wandelns und macht den Rückfall in die Affenwirtschaft nicht mit. Aber die Gelassenheit, mit der wir die Ausübung neandertalischer Geschäftspraktiken mit ansehen, hat doch ihre Grenzen.

Uns erfreut das allzu drastische Familienleben der Paviane auch nur auf dem Affenfelsen. Von Menschen mit gleicher Ungeniertheit ausgeübt, zählt es zu den öffentlichen Ärgernissen, welche das Auge des Gesetzes auf den Plan rufen. Nicht anders ist es mit steinzeitlichen Tauschgeschäften. Man kann sie nur gestatten, wenn die ausübenden Krämer auch bereit sind, sich auf dem Affenfelsen zu versammeln, auf den sie hingehören.

Fata Morgana



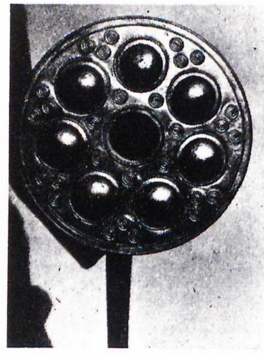
Zeichnung: Bogner

„Boys! – Bald werden wir in Rom sein!"
„Ja. Nur Bardia liegt noch dazwischen."

Hauptschriftleiter: Gunter d'Alquen
Stellvertr. Hauptschriftleiter: R. aus den Ruthen
Anzeigenleiter: Ulrich Herol
Verlag: Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf. GmbH, Berlin SW 68
Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.
Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 vom 1. 5. 1940 gültig.

Bronzeluren – Stimmen aus Dänemarks größter Zeit

Es gab eine Zeit, da das jetzige Dänemark, die uralte nordische Völkerwiege, nicht nur das Zentrum einer mächtig ausstrahlenden völkischen Bewegung, sondern auch das Kerngebiet einer dem damaligen Europa in jeder Beziehung weit überlegenen Kultur war: der Bronzezeit. Niemals vorher und später hat auf so engem Raume die gewaltig vorwärtsdrängende Gestaltungskraft des germanischen Wesens derart überragende und typische Prägungen hervorgebracht. Den Höhepunkt erlebte diese Entwicklung, indem sie einen Schwerttypus schuf, der an Schön-



Die Ornamentik dieser getreu den Originalen nachgebildeten Blasinstrumente ist von besonderer Formschönheit

heit von keinem anderen Volk der Erde je wieder erreicht worden ist. Denn hier wurde das Schwert, die männlichste Waffe der Welt, in höchster Vollkommenheit begrifflich geahnt und handwerklich gestaltet. Eine Zeit, die solche Kunstwerke hervorbrachte, mußte heldisch sein wie keine andere, — und aus diesem Grunde ist für uns die germanische Bronzezeit das eigentlich heilige Zeitalter unserer Vorgeschichte.

Dies stimmt auch mit dem historischen Bilde zusammen, das die Vorgeschichtswissenschaft, insbesondere die skandinavische, von jener Zeit entworfen hat. Wir haben bereits häufig in unseren Aufsätzen über Vor- und Frühgeschichte die großen geschichtlichen Ereignisse dargestellt, durch welche von der jüngeren Steinzeit bis kurz nach dem Ende der Bronzezeit Deutschland vom Norden her durch die Germanen erobert wurde (vgl. insbes. Folge 34/1936). Die allmähliche Ausweitung des germanischen Siedlungsgebietes vom Großsteingräbergebiet in den norddeutschen Küstenländern, Dänemark und Südskandinavien bis weit nach Mitteldeutschland hinein, geschah in eben der Epoche, da der Formwille der Bronzezeit (vgl. Folge 43/1935) seinen Höhepunkt erreichte.

Zeugen großer Zeit

Der Mittelpunkt und die Kraftquelle all dieses völkischen und kulturellen Überschusses an Tatwillen war das jetzige Dänemark, — genauer genommen die Inselwelt zwischen Jütland und Südschweden. Die Funde aus diesem engen Gebiet übersteigen an Zahl die aller übrigen germanischen Ausstrahlungsgebiete um das Vierzehnfache. Ihre Qualität übertrifft in jeder Beziehung die der Randgebiete. Und noch ein anderer, höchst überzeugender Beweis für die zentrale Wichtigkeit dieses Bezirks fällt schwer in die Waagschale: nur hier wurde das vollkommenste Erzeugnis bronzezeitlichen Gestaltungswillens hervorgebracht und aufgefunden: die Lur in ihrer höchst entwickelten Form, — das heilige Kriegshorn der Germanen.

Denn in Dänemark, Südschweden und Südnorwegen sind zusammen fünfundzwanzig dieser sagenhaft alten Musikinstrumente gefunden worden, — im nördlichsten Norddeutschland lediglich neun, von denen nur vier dem vollentwickelten großen Typ angehören, während die übrigen weit primitiveren Charakter zeigen.

Nirgendwo in der übrigen Welt aber gab es vorher und später ähnlich hochentwickelte Blasinstrumente; selbst der heutigen Technik fällt es schwer, diese Luren auch nur zu imitieren.

Es wird die Mehrzahl der Deutschen verwundern, feststellen zu müssen, daß in der Zeit um 1100 vor der Zeitwende — oder, um laienhaft zu sprechen, ein wenig nach den trojanischen Kriegen — ausgerechnet Dänemark die höchstentwickelte Musik besessen haben muß. In unserer Vorstellungswelt ist die altbekannte Behauptung: „Frisia non cantat!" so sehr Gemeingut, daß wir von unsern nördlichsten Volksgenossen, den „nichtsingenden Friesen", ohne weiteres auf deren Nachbarn schließen und meinen, die Musik sei eher bei den südlichen Völkern zu Hause.

Jeder wird, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, der Ansicht sein, die Trompete oder Posaune müsse aus dem Süden zu uns gekommen sein. Und dabei bezeugen die Luren und deren Vorstufen, die durch metallene Schalltrichter und Mundstücke verlängerten Tierhörner, daß die Heimat aller Blasinstrumente im Norden zu suchen ist.

Es würde zu weit führen, die komplizierte Vorgeschichte der Entstehung der Luren hier im einzelnen darzulegen. Nicht unerwähnt bleibe, daß sich solche ältere Formen in sterilen Restgebieten der völkischen Ausstrahlung der nordischen Rasse bis in spätere Zeiten, ja sogar bis heute erhielten. Die Alphörner, deren seltsam klagender Ton manchen Besucher der Schweiz merkwürdig ergriff, gleichen aufs genaueste ähnlichen weittönenden Instrumenten auf Island und — in Tibet, wo sie in völlig unveränderter Form ein Überbleibsel aus der Zeit der Einwanderung der Arier sind.

Kein Urzeitfund — es seien denn die Goldhörner — reizt in dem Maße die Phantasie wie die großen Bronzeluren. Schon ihr geheimnisvoller Anblick erfüllt uns mit merkwürdiger Scheu. Denn diese dreitausend Jahre alten Bronzegebilde lassen noch heute ihre Stimme hören, — und wenn sie ertönen, ist uns, als sprächen Ahnen über eine Zeitspanne von hundert Generationen zu uns. Ihre stolzen, heroisch mahnenden Stimmen sind für uns ein Gruß unserer eigenen Vorväter, — sie rufen auch uns wie jene zum Opfergang oder Fest.

Was sind Luren? Ihre Herstellungsweise hat der Inspektor des dänischen Nationalmuseums, Dr. Bröndsted, aufs genaueste untersucht. Die höchstentwickelten Luren sind nicht aus einem Stück gegossen, sondern aus mehreren Teilen zusammengesetzt. Jedes dieser Teile ist mit verlorener Form gegossen. Das heißt: um einen Tonkern wurde Wachs in der Dicke des zu gießenden Rohres gelegt, und dieses außen wieder mit Ton umschlossen. Das Wachs wurde dann durch Erhitzen zum Ausfließen gebracht. Um hierbei die Berührung der Tonhülle und des Tonkerns zu verhindern, waren in der Wachslage kleine Bronzelamellen eingesetzt, die beim Ausschmelzen das Hinabfallen des Tonkerns auf die Tonaußenwand verhinderten.

Ein gußtechnisches Meisterwerk

Bewundernswert ist nun, auf welche Weise die Gießmeister vor dreitausend Jahren vermieden, daß beim nunmehr erfolgenden Guß diese bronzenen Lamellen schmolzen. Sie machten nämlich die Lamellen zinnärmer als die Rohrbronze. Da nun der Schmelzpunkt um so höher liegt, je weniger Zinn eine Bronzelegierung enthält, konnte die einfließende Rohrbronze die Lamellen nicht zerstören.

Auf ebenso technisch vorgeschrittene Weise ist dann nach dem Guß der einzelnen Rohrteile deren Zusammensetzung bewerkstelligt worden. Man klemmte die Paßstellen zusammen, schlug mit einem Meißel eine Reihe Vertiefungen ein und überkleidete das ganze zunächst mit Wachs und dann mit Ton. Der nach Ausschmelzen des Wachses erfolgende Guß schuf eine organische Verbindung, da abermals das hierbei verwendete Gußmaterial zinnreicher war als das des Rohres, dieses also nicht zum Schmelzen brachte, und lediglich, nachdem es in die Vertiefungen eingeflossen war, sich als fester Verbindungsring um die Rohrenden legte.

Der Leser wird vielleicht fragen, wie man diesem Fabrikationsgeheimnis auf die Spur gekommen ist. Das ist ganz einfach. Man analysierte (natürlich an einem ohnehin beschädigten Stück) das verwendete Material und fand:

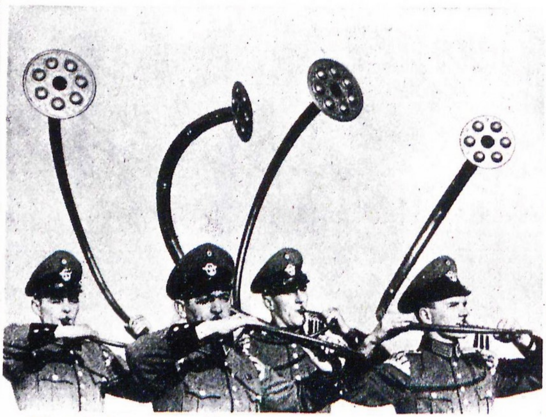
	Kupfer	Zinn	andere Stoffe
Lamellen . . .	88½	6	5½
Rohr	85½	13¼	1¼
Verbindungsringe	81½	17¼	1¼

Man sieht: der Gußmeister vor dreitausend Jahren wußte genau, in welcher Weise er die Schmelzpunkte abzustufen hatte, um den gewünschten Erfolg zu erreichen.

Ein weiteres Wunder selbst für unsere heutige hochentwickelte Technik ist die außerordentlich geschickte Formgebung der Luren. Sie sind im doppelten Sinne geschwungen — dh. die Rohre des vollendeten Typs beschreiben Kurven in zwei Ebenen, wobei das Merkwürdige ist, daß regelmäßig bei allen Funden ein paar Luren gegenseitig symmetrisch sind.

Das Wunderbare daran ist, daß hierbei in jedem Falle absolute Klangreinheit beider zusammengehörigen Exemplare erreicht wurde — eine Präzision der Technik, die der heutigen Imitation außerordentliche Schwierigkeit bereitet.

Was bedeutet nun dieses paarweise Auftreten der Luren? Nicht nur die Funde selbst erweisen die paarweise Verwendung, — man findet in der Regel zwei zusammenstimmende Instrumente, in einem Falle sogar drei Paar — sondern als weiteres wichtiges Zeugnis treten bronzezeitliche Bilddarstellungen hinzu, die berühmten Felsritzungen von Bohuslän. Nun ist zweifellos, namentlich bei Falschblasen von seiten eines Bläsers, eine Zweistimmigkeit unvermeidbar gewesen, und daher können wir uns ein Bild von den Harmoniegrundlagen der damaligen Zeit machen.



Diese beiden Lurenpaare hat die Dänische nationalsozialistische Bewegung dem Reichsführer ϟϟ zum Geschenk gemacht. Sie befinden sich in der Obhut der Polizei

Wir können erschließen, daß am Anfang der Musikgeschichte, etwa um das Jahr 1100 vor der Zeitwende, eine Tonreihe bestanden hat, die ganz anders als unsere aufgebaut war. Die Naturtöne der Luren werden fanfarenartige Strophen ergeben haben, die, unter Zuhilfenahme der skalabildenden Obertöne, Melodien entwickelten, die von denen unsres Tonsystems sehr wesentlich verschieden waren.

Dabei darf man aber nicht annehmen, daß die Menschen des Bronzealters etwa zufolge „technischer Unvollkommenheit" sich auf einen geringen Umfang von Tönen beschränkten. Denn bei ihrem gußtechnischen Können wäre es ihnen ein leichtes gewesen, durch Verlängerung der Rohre und Steigerung von deren Schlankheit eine Skala von einer ganzen Oktave herauszubekommen, wenn sie das Bedürfnis dazu gehabt hätten.

Interessante Rückschlüsse

Man muß also annehmen, daß sie mit dem vorhandenen Tonbereich zufrieden waren. Es ist daher sehr interessant, festzustellen, daß der größte Sammelfund von Luren, der aus dem Brudevällemoor in Nordseeland aus dem Jahre 1797, aus einem Paar auf C und zwei Paar



Die schwungvolle Linienführung der Luren läßt schon die Schwierigkeit der Herstellung erkennen

auf Es abgestimmten Luren bestand — ein vierstimmiger Zusammenklang, der teils bei Zusammenspiel, teils bei Wechselspiel einen außerordentlichen Reichtum an Klangfülle ermöglichte. Es kann als erwiesen angesehen werden, daß ein Lurenbläser des Bronzealters nicht nur die Grund-, sondern auch die Obertöne ihrer Instrumente gemeistert haben, denn sonst wäre die Tatsache des stets paarweisen Auftretens nicht erklärbar.

Diese Tatsache berechtigt zu dem Schluß, daß die Entstehung der Harmonielehre den Germanen des Bronzealters zu verdanken ist. Diese für die gesamte Musikgeschichte höchst wichtige Tatsache ist zurzeit Gegenstand eingehender Untersuchungen des Musikinspektors der DNSAP. (Dänische Nationalsozialistische Bewegung), die noch nicht abgeschlossen sind, und die aufzeigen werden, warum die Kunst der Harmonie den bronzezeitlichen Bewohnern Dänemarks zu verdanken ist.

Verdienstvolle Aufgabe

Die DNSAP. hat sich die ehrenvolle nationale Aufgabe gestellt, im Sinne ihres Einsatzes für das nordische Kulturleben in unserm benachbarten Brudervolk, das ohnehin schon lebendige Gefühl für die Einheit zwischen Vorzeit und Gegenwart Dänemarks wiederzuerwecken und hat als klingenden Beweis für die Tatkraft der Vorzeit zwei Lurenpaare als Kopien der Originale anfertigen und dem Reichsführer ϟϟ überreichen lassen.

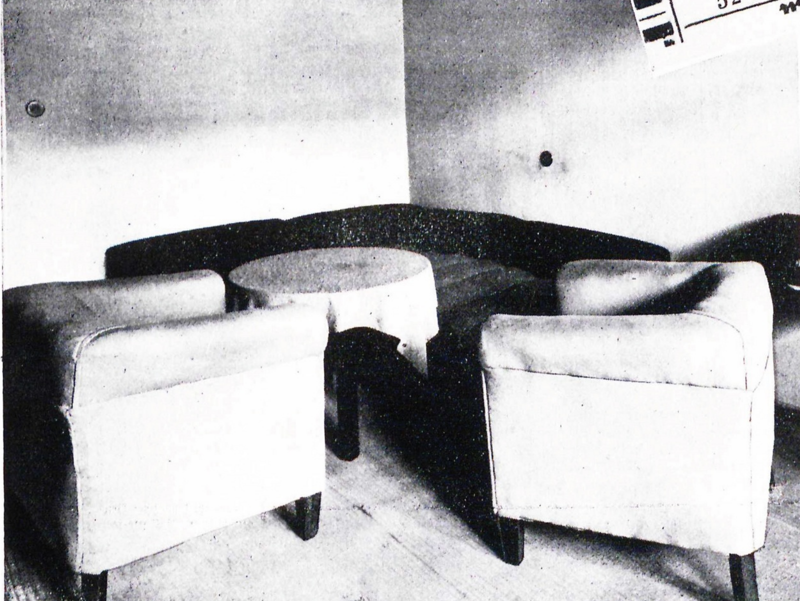
Mögen deren stolze Stimmen — in schweren Zeiten Tröster und Mahner —, in glücklichen jubelnder Dank —, davon künden, daß auch dieses nordische Volk zu dem ihm von der Vorsehung bestimmten Wege zu eigener Artung zurückgefunden hat.

Untermieter

Opfer der Konjunktur

(22)
Tel. 54 15 21.
Bellevue
Elegant möbl. 3½=Zim.=Wohng. in
Umbauvilla z. 1. oder 15. April zu
vermieten, Junggeselle oder einzelne
Dame. Miete 300 RM monatlich.
Irmg. Roosen, Hausmaklerin,
52 25 85 Trummersweg 2.

Diese Anzeige erschien in einer Hamburger Tageszeitung. Sie dürfte weniger reizend als aufreizend wirken. 300 RM. für 3½ Zimmer — da mag der Henker wissen, was für eine Rentabilitätsberechnung der Miete zugrunde gelegt worden ist! Aber Aufregung ist ja ganz überflüssig, denn als Mieter werden ja ausdrücklich Einzelpersonen gesucht! Andere kommen auch für dieses Angebot kaum in Frage, denn nur wenige Familien mit Kindern dürften in der Lage sein, 300 RM. monatlich für ganze 3½ Zimmer auszugeben



Herr Dr. Fulde, Berlin-Tempelhof, vermietet die von ihm innegehabte 2½-Zimmer-Wohnung in der Wittekindstraße 72 zum Preis von 135 RM. monatlich. Das ist eine verdammt anständige Summe für eine solche Miniaturwohnung. Wie sie zustande kommt? Sehr einfach: Dr. Fulde selbst zahlt für die Wohnung 65 RM. monatlich. Die Differenz zu 135 RM., also 70 RM., berechnet er offensichtlich für den Gebrauch von einer Couch und zwei Sesseln sowie dazugehörigem Tischchen. Aber man muß dieses „Mobiliar" gesehen haben, diese Sessel mit gelbem billigstem Stoff bespannt, um sich ein rechtes Bild von der Höhe der Forderung des Vermieters und seiner Leistung machen zu können

Aufnahmen für „Das Schwarze Korps": Rudolf



Über Mangel an Geschäftstüchtigkeit kann Frau Anna Böhmer, Berlin-Halensee, Markgraf-Albrecht-Str. 9, wirklich nicht klagen. Die von ihr gemietete Vierzimmerwohnung kostet 120 RM. Die gleichen 120 RM. aber bekommt Frau Böhmer für die kleinsten beiden an ein Ehepaar abvermieteten „teilmöblierten" Leerzimmer. Solange der Ehemann im Felde steht und die Wohnung nicht mitbenutzt, darf die Untermieterin 10 RM. monatlich abziehen, so daß die Miete zurzeit 110 RM. beträgt. Beachtenswert ist das Mobiliar: Es besteht aus einem Wäschepuff, zwei Korbsesseln und einem Bild. Die Rückenkissen auf den Stühlen wurden von der Ehefrau des jungen Soldaten noch selbst angebracht. Auch die Tapezierung der Räume durfte sie bezahlen. Ein drittes größeres Zimmer hat Frau Böhmer ebenfalls vermietet



Ein altes Sprichwort sagt: „Wat den eenen sin Nachtigal, is den andern sin Uhl." Bis zu einem gewissen Grade wird diese Kennzeichnung immer ihre Berechtigung behalten, denn auch der fürsorglichste Staat kann nun einmal nicht alles in ein bestimmtes Schema pressen. Er muß einen natürlichen Spielraum lassen und dabei mit der Anständigkeit der Volksgenossen rechnen, mit einer Anständigkeit, die ihnen verbietet, schamlos eine Konjunktur auszunutzen, die nicht etwa eine gesunde Entwicklungserscheinung, sondern eine trübe Folge jahrzehntelanger wirtschaftlicher Verfallserscheinungen bedeutet. Wie ist es nun mit der Anständigkeit bestellt? Wir veröffentlichen hier einige Beispiele aus der Praxis des Wohnungsmarktes. Wenn man sich die einzelnen Tatsachen so vor Augen hält, wird der Eindruck erweckt, als ob der alte liberale Grundsatz von Angebot und Nachfrage hier wahre Triumphe feiere. „Und der Preiskommissar?" werden nun viele fragen. Der Preiskommissar kann wohl die Miethöhe im allgemeinen regeln und bindende Richtlinien herausgeben. Aber in all unseren Fällen sind ja die wackeren Volksgenossen eifrig bemüht gewesen, durch „Zusatzleistungen" in Gestalt von alten Klamotten das Bild der eigenen Leistung zu verschleiern. Aber man wird sie dennoch kriegen...

Nachwuchs für die Wissenschaft

Einer der bedeutendsten Gelehrten um die Jahrhundertwende, eine Weltautorität auf ihrem speziellen Gebiet, hat einmal bei einer Hofgesellschaft auf die etwas von oben herab kommende Frage einer hochgestellten Persönlichkeit, was denn eigentlich ein Wissenschaftler sei, geantwortet: „Ein Mann, der weiß, wo es steht!" Er meinte damit also, daß im Kopfe eines Gelehrten so viel Platz für parates Wissen sei, daß dieser jederzeit imstande sein müsse, anzugeben, in welchem Werke und an welcher Stelle jede beliebige wissenschaftliche Tatsache zu finden sei.

Gewiß ist das akademische Ideal der Jahrhundertwende mit seiner Alleswisserei nicht das unsere. Der „Eklektizismus" und der „Enzyklopädismus" trieb damals merkwürdige Blüten. Aber eines müssen wir zugestehen:

Die wirklich großen Gelehrten von damals wußten sehr viel — sehr viel mehr als die meisten Spezialisten von heute. Denn ihr Wissen erstreckte sich nicht nur auf ihr Spezialgebiet, sondern sie waren in einer Weise universell gebildet, die für die heutigen Gelehrten, soweit ihre Lehrjahre vor dem Weltkrieg lagen, nur schwer verständlich ist, — für alle Jüngeren fast schon unfaßbar.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Praxis. Der oben zitierte Chemiker, dem Deutschland seinen Weltruf auf einem gewissen Gebiet der Anilinforschung verdankte, unterhielt sich einmal mit dem Verfasser unseres Aufsatzes, damals einem jungen Studenten der Geschichte und Germanistik. Das Gespräch war eine Art Rigorosum über die speziellen Arbeitsgebiete des jüngeren. Obwohl dieser nicht wenig stolz darauf war, auf seinem Gebiet in jahrelanger Arbeit recht gründliche Kenntnisse erworben zu haben, mußte er doch zu seinem maßlosen Staunen feststellen, daß der alte Herr noch mehr wußte.

Erstaunliche Kenntnisse

Es war vom Unterschiede der Besiedlungsart einerseits Italiens durch die Ostgoten, anderer-

Beantwortung solcher Fragen doch nicht einmal über ein fundiertes Allgemeinwissen hinausreichen. Wie nun erst, wenn man auf spezielle Gebiete überginge.

Stellt man wirklich solche Fragen, der Verfasser tut es oft, dann macht man immer wieder die Bemerkung, daß, je jünger der Gefragte ist, um so geringer auch das Interesse an Dingen allgemeinen Wissens wird. „Dafür habe ich keine Zeit!" ist dann gewöhnlich die bequeme Ausrede. Etwas unvoreingenommenere Köpfe, die wenigstens so viel Selbstkritik besitzen, daß sie die eigene Unzulänglichkeit ganz offen zugeben, pflegen dann auch den wirklichen Grund der Verflachung und Beengung allen Spezialwissens zu erkennen:

Die Vernagelung der Welt durch allzu große Einseitigkeit. Nur besonders Kritische suchen auch hier die Schuld bei sich und merken, daß es an etwas ganz Einfachem liegt, nämlich an mangelndem Arbeitswillen.

Damit sind wir mitten im Problem. „Ich brauche meine ganze Kraft, um auf meinem Gebiete mitzukommen!" Das ist eine der häufigsten Ausreden, und noch dazu eine faule. Dies „Mitkommen" ist nämlich keine selbständige Tätigkeit, sondern nur das Verschlingen und Verdauen einer übermäßig angeschwollenen Spezialliteratur, also kein selbständiges Studium, sondern nur ein wissenschaftlicher Kontrollvorgang.

Erst jenseits dieser unvermeidbaren Tätigkeit beginnt die eigene Arbeit, das eigene Denken, und damit erst die Grundlage zu schöpferischem Wirken auf dem Gebiete der Wissenschaft. Wer also beim Verdauen stehenbleibt, ist eigentlich eine Drohne im Bienenstocke der Gelehrsamkeit.

Und nun werden in unabsehbarer Reihe als Entschuldigungen die vielen Abhaltungen, Nebenämter und sonstigen öffentlichen Anforderungen angeführt, die schon den Studenten angeblich nicht mehr zu wirklicher intensiver Beschäftigung mit seinen Studien kommen lassen.

Als ob es heute anders wäre wie zB. vor hundert Jahren! Ganz im Gegenteil! Welche Mühe hatten damals die Gelehrten allein schon dadurch, daß sie fast alles handschriftlich exzerpieren mußten. Denn die damals viel teureren Bücher waren für ihre schmalen Gehälter unerschwinglich, die Bibliotheken schwer zugänglich. Ein Tauschverkehr bestand überhaupt nicht. Es gab keine Tagungen, fast keine Zeitschriften. Alle diese Hemmungen sind heute beseitigt. Wir haben Schreibmaschinen, Photokopie — jedem Student steht in jeder größeren Bibliothek das Wissen der ganzen Welt offen. Aber die Lesesäle der Bibliotheken warten darauf, daß sie benutzt werden.

Oft fehlt leider der Fleiß

Woran liegt das? Jakob Grimm hat einmal in seiner bescheidenen Weise am Abend seines arbeitsreichen Lebens gesagt, er hätte wohl noch mehr zuwege gebracht, wenn ihm das Schreiben nicht so schwergefallen wäre. Dabei hat bekanntlich dieser Mann mit seiner sauberen und schönen Schrift nahezu hunderttausend großformatige Seiten gefüllt. Er pflegte ja auch täglich sechzehn Stunden zu arbeiten, und das ein ganzes Leben lang! Dabei war er nicht einmal eine seltene Ausnahme, sondern solche Arbeitsintensität war die Regel.

jeweils Aufgabe der jungen wissenschaftlichen Generation ist, den Ruhm der Väter nicht nur zu erhalten, sondern zu mehren. Heute kommt ein besonderer Umstand hinzu, der uns immer mahnen muß, alle Kräfte einzusetzen. Im 20. Jahrhundert wird auch anderswo wissenschaftlich gearbeitet. Zum Beispiel in der „Neuen Welt". In Amerika sind die Voraussetzungen zur wissenschaftlichen Arbeit nicht gerade schlecht. Und zwar nicht in erster Linie wegen der dort reichlicher fließenden Geldmittel, sondern weil manche Studenten Zeit haben, sich zehn, zwölf, ja bis sechzehn Semester ihrem Studium zu widmen.

nischen wissenschaftlichen Berufen die Wirtschaft und Industrie auf Grund des Kräftemangels durch verlockende Angebote die jungen Studenten nach kaum begonnener Arbeit abruft.

Diese Angebote des täglichen Lebens sind meist viel zu verlockend, als daß man von einem jungen Mann ohne weiteres erwarten dürfte, daß er sie nur aus Rücksicht auf die Gründlichkeit seiner Ausbildung ablehnte und dafür ein Leben der Bescheidenheit in Kauf nähme. Es genügt schon, wenn heute auf den technischen Hochschulen der eine oder andere eine etwas mehr als durchschnittliche Begabung zeigt, — dann meldet sich auch schon die Industrie, die durch alle möglichen Angebote zu binden sucht. Man bezahlt dem Betreffenden das Studium, falls er sich zum Eintritt bei der gönnerhaften Firma verpflichtet, — und damit wird in der Regel die wissenschaftliche Leistung des nunmehr zu Eilzugstempo Verpflichteten vernichtet. Denn bei dem Arbeitsgang der Betriebe ist kein Raum für schöpferische Wissenschaft. Die jungen Kräfte werden nämlich von vornherein auf Spezialgebieten angesetzt, was gleichbedeutend damit ist, daß sie für die letzten großen und tiefen Aufgaben der Wissenschaft, das selbstschöpferische Denken, ausfallen.

Diese Entwicklung aber hat noch eine andere Seite, nämlich eine weltanschauliche. Wer sein Studium nur als Brotberuf betreibt, ist für die Wissenschaft eigentlich unbrauchbar. Wer nur auf Universität und Hochschule geht, um so schnell wie möglich in eine gutbezahlte Stellung zu kommen, der ist auch nur wieder eine Drohne im Bienenstock selbstverständlich nur des geistigen Lebens. Denn eine solche Auffassung der Wissenschaft ist krassester Materialismus, also das genaue Gegenteil dessen, was wir von einem geistigen Arbeiter erwarten.

Waffe der Nation

Wir wissen genau, was Deutschland seiner Wissenschaft verdankt. Sie hat seinen Ruhm und seine Ehre über die ganze Welt getragen. Der Ruf deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit war jahrzehntelang die Basis wirtschaftlicher Erfolge auf dem Ausfuhrmarkt und damit eine

seits Spaniens durch die Westgoten die Rede, — und der Chemiker wußte nach Aufzählung vieler einschlägiger damaliger Gesetze und Edikte sogar noch etwas über die äußerst schwierigen verfassungsrechtlichen Fragen zu sagen. Als dann die Unterhaltung auf den Zug Kaiser Heinrichs IV. nach Kanossa kam, korrigierte der Geheimrat den Schüler, der einen falschen Paß für den Übergang genannt hatte. Er verbesserte auch die Ziffer der den unglücklichen König hierbei begleitenden Personen, indem er lächelnd — natürlich lateinisch — die betreffende Stelle aus dem Kopf zitierte. Er war es auch, der mit wenigen markanten Worten bei dieser Gelegenheit herausstellte, daß eigentlich Heinrich IV. der Sieger von Kanossa war, — eine Auffassung, die der damalige Student erst viele Jahre später zum erstenmal in Buchform vertrat und die seitdem zum Gemeingut geworden ist.

Aber damit nicht genug! Es war dann von Einzelfragen der germanischen Mythologie die Rede, vom Unterschied zwischen Asen und Vanen, und hierbei sprach der Chemiker die Vermutung aus, daß rassische Urgründe hierfür gesucht werden müßten. Das war für damals eine unerhörte Klarheit des Blicks. Und als Beweis hierfür schwirrten ganze Reihen schwieriger Etymologien durch das Gespräch: Gotisch, Nordisch, Griechisch, Lateinisch, ja sogar Sanskrit.

Von all dem wußte nämlich der Chemiker genau soviel wie der Student. Und dabei war des Geheimrats Lieblingsgebiet — außer der Pflege höchst kultivierter Hausmusik — die Philosophie, insbesondere Kants und Hegels, über die er auch wissenschaftlich arbeitete.

Nun unterhalte man sich einmal heute mit einer anerkannten Autorität auf einem Spezialgebiet nicht etwa eines Nachbarfaches, sondern einer diametral entgegengesetzten Disziplin. Bei älteren Herren ist vielleicht noch das Interesse dafür da und eine einigermaßen universelle Grundbildung.

Wenn man sich aber heute den Spaß macht, einen Professor der Technischen Hochschule zB. nach der Gliederung eines Spinnenbeins oder eines Papageienfußes, nach der Ursache der gracchischen Unruhen, nach der Entfernung des Sirius von der Erde, nach den Flüssen Hinterindiens, nach der Entstehungsgeschichte des Goethischen Tasso, nach der Zahl der Flächen eines Bergkristalls, nach den bemerkenswertesten Werken Philipp Otto Runges, nach der Zahl der Spitzen eines Ahornblattes oder nach dem Kennzeichen einer Fuge Bachs zu fragen, dann kann man sonderbare Überraschungen erleben. Und dabei würde die Mommsen kam mit fünf Stunden Schlaf aus, der uralte Maskou, der Vater der deutschen Geschichte, in höherem Alter sogar mit vier. Diese arbeitsamen Männer teilten das Grundprinzip, zur überdurchschnittlichen Leistung zu kommen, mit vielen Großen auf ganz anderen Gebieten, wie zB. Napoleon I. und Moltke.

Man war also früher fleißiger, aber nicht etwa zu dem Zwecke, nun auf seinem Spezialgebiet all diese kostbare Zeit zu verplempern. Nein — im Gegenteil!

Die täglich gewonnene Zeit kam dem Weltbild zugute, der Erweiterung des Wissens auf Nachbargebieten, der schöpferischen Synthese. Das hat die deutsche Wissenschaft groß gemacht, — dem verdankt sie ihren Weltruf.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß man auch einen Weltruf immer wieder durch Leistungen erhalten und erneuern muß, und daß es

Bei uns macht sich jedoch eine gegenläufige Entwicklung bemerkbar. Die Wissenschaftler der älteren Generation entstammen zu überwiegender Mehrheit einer bürgerlichen Schicht, die dem studierenden Sohn eine gewisse Muße des Studiums gewährleisten konnte. Wer das Zeug dazu hatte, konnte es sich leisten, einmal acht oder auch sogar zehn Jahre in aller Ruhe zu arbeiten. Heute ist diese wirtschaftliche Sicherung durch den wirtschaftlichen Zusammenbruch in den Nachkriegsjahren nur in den wenigsten Fällen vorhanden. Geldmangel drängt zur Eile, und sowie es nach den Prüfungsbestimmungen nur irgend geht, schlüpft der Kandidat durch das weitmaschige Netz der Examina und dünkt sich dann fix und fertiger Gelehrter.

Und noch eine andere, viel größere Gefahr entsteht dadurch, daß namentlich in den tech-

Quelle nationalen Reichtums. Die Leistung des Wissenschaftlers ist nicht nur insofern indirekt entscheidend für das Schicksal seines Volkes —, sie ist es auch direkt, denn sie schafft die Grundlagen für neue Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten der Technik. Man könnte auch darauf hinweisen, daß der Anteil des Wissenschaftlers daran, daß wir diesen Krieg gewinnen werden, nicht unterschätzt werden darf. Besseres Material und bessere Waffen fallen nicht vom Himmel — sie setzen eine bessere geistige Leistung voraus.

Diese Leistung ist in Gefahr, wenn ihre wichtigste Basis, der Arbeitswille und die Arbeitsintensität, auf die eine oder andere Weise gefährdet werde. Wir müssen dafür sorgen, daß der Unfug aufhört, daß junge Akademiker, die auf Grund ihrer besonderen Qualitäten den wissenschaftlichen Nachwuchs darstellen müßten, ihr Studium um jeden Preis beschleunigen, um möglichst rasch in eine gutbezahlte Stellung zu kommen, wo sie gewiß notwendig gebraucht und sehnsüchtig bereits erwartet werden. Wir müssen dafür sorgen, daß der Unfug aufhört, daß sie von Wirtschaft und Industrie ihrem wirklichen Berufe, der „geistigen Leistung für Deutschland“ entfremdet werden. Und wir müssen schließlich dafür sorgen, daß der Unfug aufhört, daß halbgebildete, halbausgelernte Kandidaten sich einbilden, Gelehrte zu sein, wie dies zB. viele sogenannte Sachbearbeiter leider allzu häufig tun.

Gewiß werden es nicht gerade die besten Kräfte sein, die sich von wirklicher wissenschaftlicher Leistung wesensfremden Organisationen aufsaugen lassen, aber nun, da die Ausnahme schon fast zur Regel geworden ist, — da ein Student schon als Sonderling gilt, wenn er außer seinem Fach noch „Nebenfächer“ betreibt, muß der Verflachung des Studiums ein für allemal ein Riegel vorgeschoben werden, ehe es zu spät ist.

Unsere jungen Akademiker mögen sich gesagt sein lassen, daß jeder geistig Tätige, der sich nur mit seinem Spezialfach beschäftigt, über kurz oder lang zur Sterilität verurteilt ist. Dies ist mit ein Grund, warum große, epochemachende Erfindungen und Entdeckungen stets und in allen Zeiten fast ausschließlich von Außenseitern gemacht wurden, denn nur die Beschäftigung mit „Nebendingen“ verschafft dem tätigen Geist diejenige schöpferische Pause und diejenige Elastizität und Beweglichkeit des Geistes, deren das Genie zur Hervorbringung außerordentlicher Leistungen bedarf.

Soziale Aufrüstung

Erst die Umformung des sozialen Denkens und als Folgeerscheinung die Durchführung mannigfacher sozialer Erleichterungen für die schaffenden Menschen haben den schlüssigen Beweis erbracht, daß der Betrieb dadurch leistungsfähiger wird.

Wenn sich in früherer Zeit jemand fand, der eine solche Behauptung aufstellte, wurde ihm von der kapitalistischen Unternehmerschaft mit Worten und Zahlen haarscharf nachgewiesen, daß ein Betrieb gar keine sozialen Lasten mehr zu tragen imstande sei und infolgedessen eine Erhöhung der Aufwendungen die Bilanzlage mit katastrophaler Geschwindigkeit verschlechtern würde. Der Weg zum Kapitalisten führte eben über ein modern getünchtes Sklavenhaltertum, das dem Arbeiter zwar einen Lohn zubilligte, der aber doch jeweils nur ein Bruchteil des Profites war, den er dem Unternehmer erarbeitete.

Wir hatten schon oft Gelegenheit, an bestimmten Einzelfällen nachzuweisen, wie gerade jetzt im Krieg sich die gesunde Grundlage bewährte, auf der sich das neue soziale Denken und Handeln aufbaut. Mannigfach sind die Arten seiner Äußerung. Die Betriebsgemeinschaft ist ein lebendiger Organismus und zu einer Schicksalsgemeinschaft geworden, in der einer für den anderen einsteht. Und der Kamerad, der vorübergehend aus ihr ausscheiden mußte, weil er seiner höchsten Pflicht als Deutscher genügt und als Waffenträger der Nation einsteht für Deutschlands Ehre und Freiheit — er steht in ihrer ersten Reihe.

Zu den weitreichenden Maßnahmen, die der Staat zur Sicherung der Existenz und des Unterhaltes der Familienangehörigen getroffen hat, übernehmen die Betriebe freiwillige Verpflichtungen und zeigen damit durch die Tat, wie verbunden sich die Heimat mit der Front fühlt. Genau so, wie die eingangs erwähnten Sozialmaßnahmen wird aber auch diese Übernahme freiwilliger Verpflichtungen sich einmal vorteilhaft für den Betrieb auswirken.

Ein uns vorliegender Brief an die Westfälische Central-Genossenschaft in Münster (Westf.), die ihren sämtlichen zum Heeresdienst eingezogenen Gefolgschaftsmitgliedern freiwillige Geldzuwendungen macht, zeigt dies wieder einmal in eindeutiger Weise. In dem Schreiben heißt es:

„Wie mir meine Frau vor einigen Tagen mitteilte, erhalten wir von Ihnen monatlich eine freiwillige Zuwendung von RM. 164,85. Es hat mich mit großer Freude erfüllt, daß ich durch Ihre Großzügigkeit den herrlichen Beweis dafür erhalten konnte, daß die Heimat mit uns Soldaten an der Front fühlt und dankt. Sie können versichert sein, daß ich bei dem kommenden großen Einsatz doppelt freudig meine Pflicht erfüllen werde, weil ich weiß, daß die Heimat — durch Sie verkörpert — für meine Frau sorgt. Ebenso kann ich nicht umhin, Ihnen zu versprechen, daß ich nach dem Kriege Ihre großmütige Haltung durch persönlichen Eifer und Einsatz zum Wohle der Firma entgelten werde.“



Ein grauenvoller Anblick bot sich uns in Lembergs Gefängnis Brigitki. In Zimmern und Kellern türmten sich Berge von Leichen der auf die grausamste Weise hingeschlachteten Ukrainer und Gegner des Sowjetregimes. In den engen Räumen wurden sie zusammengepfercht und dann von den bolschewistischen Mördern durch Luken und Fenster zusammengeschossen

Erlösung in LEMBERG



Draußen stehen die Frauen, um Gewißheit über das schreckliche Ende ihrer Männer zu bekommen

SS-PK. Am 29. Juni, gegen 9 Uhr abends, bezogen nach 25stündigem Gewaltmarsch deutsche Truppen ihre Ausgangsstellungen nordostwärts Lembergs und stießen noch in derselben Nacht gegen die Stadt vor. Nur wenige Gefangene haben sie einbringen können, so erbittert war der Kampf um das Vorgelände. Eine kaukasische Gebirgsdivision stand ihnen gegenüber und hat gekämpft bis zum letzten Mann. Bolschewistische Panzer hatten einen Halbkreis um die Stadt gebildet, und der Gegner hatte gedacht, daß sie jedem Ansturm gewachsen sein würden. Jetzt liegen sie ausgebrannt im Gelände; mit schwerer Flak und Feldhaubitzen, mit Sprengladungen und brennenden Benzinkanistern sind die Gebirgsjäger ihnen zu Leibe gegangen. Die Besatzungen sind verbrannt oder haben sich auf der Flucht durch das hohe Getreide Gassen gebahnt, bevor sie im freien Gelände vom Schicksal eingeholt wurden. Wie das Maschinengewehrfeuer der deutschen Gebirgsjäger sie niedergeworfen hat, so liegen sie auf den Feldern und in den Gräben, und kaum einer von ihnen ist entkommen.

Aufn.: SS-PK. Hummel (2), Thiele (2), Roth (2)
In der Hinrichtungszelle eines der 5 GPU.-Gefängnisse in Lemberg fand der Kriegsberichter dies Henkerbeil

Die Flucht der Sowjets war so vollkommen, daß die Stadt selbst ohne einen Schuß in die Hände der deutschen Truppen fiel. So waren unsere Soldaten zum zweitenmal in der Stadt und machten sich fertig zum Siegesmarsch durch die Straßen. Bis zur Zitadelle hinauf war der Jubel der Bevölkerung hörbar, die als eine doppelte Mauer die Straßen umsäumte und jeden Soldaten mit Rufen Händeklatschen oder auch Blumen begrüßte, von denen niemand wußte, wo sie so rasch herkamen. Vor wenigen Stunden noch hatten diese Menschen in den Kellern gesessen, aus Angst vor den Bolschewisten, deren Führer aber, die politischen Kommissare, schon am zweiten Tag des Krieges aus der Stadt geflohen waren. Sie hatten jedoch nicht versäumt, ihren Mordbanden von Juden und Bolschewiken noch die üblichen Aufträge zu erteilen. In den Gefängnissen der Stadt stapeln sich die Leichen „verdächtiger Ukrainer", die auf unbeschreibliche Weise ermordet wurden und deren Zahl nach flüchtiger Zählung über 4000 beträgt.

Dieses Andenken haben die Bolschewiken nach zweijähriger Besatzungszeit der Stadt hinterlassen, und es gibt dort niemanden, dem man über den Bolschewismus noch etwas erzählen könnte. Es sind nicht nur Ukrainer, die den deutschen Truppen zujubeln, sondern auch Polen unter ihnen, die den Einzug deutscher Soldaten in Lemberg als das Ende einer langen Leidenszeit begrüßen.

SS-Kriegsberichter Paul Korbjuhn

In der ersten Freude über die Erlösung hat die Bevölkerung Lembergs in ihrer Wut über die erlebten Greueltaten die Standbilder der bolschewistischen Machthaber von ihren Sockeln gerissen





Mit der Bestattung der Leichen gaben sich die Mörder keine große Mühe. Sie wurden meist verscharrt oder zugemauert, wo sie gerade lagen. Keller wurden aufgebrochen, sie waren meist bis zur Decke hoch mit Bergen von Leichen gefüllt. Hier sind Juden im Hofe eines Gefängnisses damit beschäftigt, die unglücklichen Opfer der GPU. zu bergen. — So entsetzlich ist die Atmosphäre, daß die Kameraden zur Gasmaske greifen mußten. Keiner der Beteiligten wird diese Stunden je vergessen

Für die Waffen-ᛋᛋ

ᛋᛋ-Männer gegen Sowjet-Elite

ᛋᛋ-PK. **Ostfront,** August 1941.

Als die große Schlacht im Raume von Uman geschlagen wurde, sind wir dabei gewesen. Wir haben den blitzschnellen und vernichtenden Schlag der deutschen Truppenführung gegen einen an Zahl weit überlegenen Gegner in Vorbereitung und Durchführung miterlebt. So hat sich alles vor unseren Augen abgespielt, und die Männer unseres ᛋᛋ-Regimentes habe zusammen mit den Kameraden von der Wehrmacht ihren Anteil gehabt an der Vernichtung eines Feindes, der, dem deutschen Druck von Westen weichend, seine ganze Kraft auf unseren Abschnitt konzentriert hatte in dem verzweifelten Versuch, der tödlichen Umklammerung zu entgehen und unsere Linie zu durchbrechen, um die rettende Rückzugsstraße zu erreichen.

Wir standen am frühen Nachmittag des ersten Kampftages kurz vor Swerdlinowo, einer weit verzweigten Ortschaft, die der Gegner im Laufe des Vormittags im Gegenstoß unter blutigsten Verlusten wiedergewonnen hatte. Unsere 1. Kompanie wurde zum Gegenangriff eingesetzt mit dem Befehl, den Ort wieder zu nehmen. So tasteten sich die Männer in der Deckung von Geschützen an die ersten Häuser des Ortes heran und gingen dann zum offenen Angriff über. In schwerstem Abwehrfeuer erreichten sie unter Verlusten die kleine Brücke in der Dorfmitte und gewannen sie in erbitterten Nahkämpfen.

Aber das war erst das Vorspiel. Der Feind war in den tödlichen Kreis zurückgedrängt worden, aber er war noch bei Kräften, obwohl er allein im Dorf über fünfhundert Tote zurückgelassen hatte. Er würde wohl nach seiner Art das erste Licht des nächsten Tages abwarten und dann wiederkommen. Inzwischen hatte das nachrückende Bataillon den Ort passiert und Verstärkung gebracht. Die Kompanien gruben sich auf der südlichen Höhe ein. Der Bataillonsgefechtsstand war im Garten eines zerschossenen Gehöftes untergezogen, das Wohnhaus war angefüllt mit toten Sowjetsoldaten, die hier als letzte Verteidigungslinie von den Geschützen und Maschinengewehren der Deutschen niedergemäht worden waren und sich als Schwerverwundete in dieses Haus zurückgezogen hatten, um dort zu sterben.

Dann brach die Nacht herein. Das Dorf lag unter dem Feuer der eingeschlossenen Sowjetartillerie. Es brannte an allen Ecken, als wir es noch einmal durchstreiften. Der Gegner hatte seinen Ausbruchsversuch mit ungeheuren Opfern bezahlt. Die toten Sowjetsoldaten lagen in den Straßengräben, in den Häusern und Gärten in großen Versammlungen und schichteten sich an der Brücke zu wahren Leichenhaufen. Viele von ihnen hielten noch das automatische Gewehr in der erstarrten Faust oder umklammerten, von der Wucht der tödlichen Kugel in seltsame Stellungen zurückgeworfen, mit lehmgrauen Händen zwei Handgranaten.

Eine Division Stalingardisten und ein Bataillon Stalin-Kriegsschüler aus Moskau sind an diesem Tage gegen uns angerannt, und die hier lagen, hatten zu kämpfen und zu sterben verstanden, wenn auch alles sinnlos gewesen war.

In der Nacht begann es zu regnen. Wir lagen schlafend unter unseren Mänteln im Garten und erwachten erst, als die Nässe unsere verschmutzten Uniformen durchdrang. Wir trugen die toten Sowjets aus dem Haus, schleppten frische Garben von den Feldern heran und legten uns zu neuem Schlaf nieder, bis in der zweiten Morgenstunde der Alarm kam. Die Stalingardisten und die jungen Kriegsschüler hatten sich wieder gesammelt und wollten es noch einmal versuchen. Nun gut, sie sollten nur kommen.

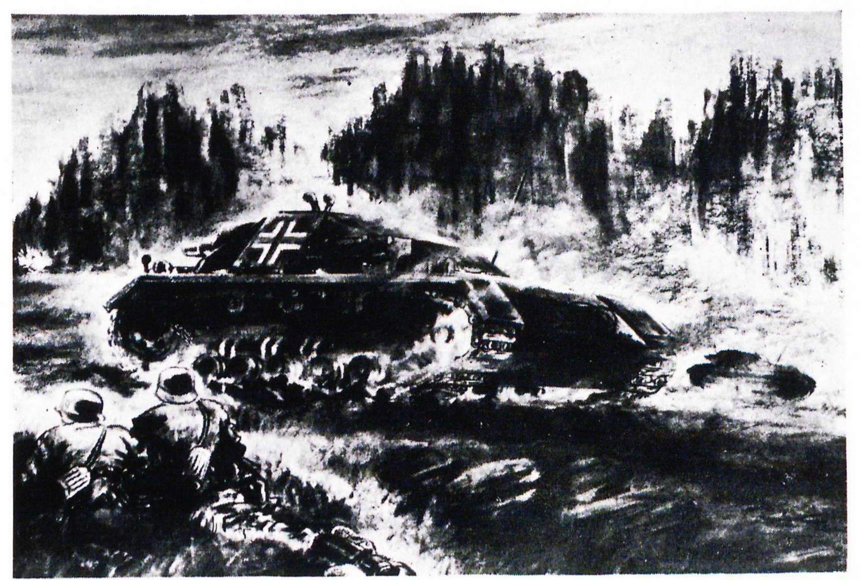
Das Vorgelände, über das sie ihren Angriff vortragen mußten, war flach, nur von zwei Mulden durchzogen, von denen die zweite dicht an unseren eigenen Linien lag. Sie meinten wohl, daß sie zunächst einmal in den toten Winkel der ersten Mulde stürmen würden. Dann hieß es, daraus hervorzubrechen und nach 300 m atemlosen Laufes in die Deckung der zweiten Mulde zu kommen. Sie meinten, daß sie von hier aus in raschem Anlauf durch unsere Linie brechen könnten und dann wieder in das Dorf hinein und hinüber über die rettende Höhe, die vor ihren Augen stand, als letzter Weg in die Freiheit.

Neue Wellen von Stalingardisten

So kamen sie denn im Morgengrauen aus den Wäldern hervor, und man merkte ihnen an, daß sie sich viel vorgenommen hatten und daß es unter ihnen wohl auch Männer gab, die sich sagten: Die Höhe oder der Tod. Unsere Maschinengewehre fetzten in sie hinein. Die erste Welle erreichte die Mulde nicht, aber immer neue Wellen quollen aus den Wäldern hervor, sie schienen kein Ende zu nehmen, gingen fast aufrecht und in dicken Reihen und nahmen kaum Deckung. So hatten viele von ihnen schon den letzten Atemzug getan, bevor die ersten die schützende Mulde erreichten. Sie führten schon einen seltsamen Krieg, und es schien ihnen genug zu sein, wenn ein Drittel der Stürmenden die zweite Mulde erreichen würde. Nach kurzer Atempause brachen sie wieder aus ihrer Deckung hervor und machten sich auf, um die zweite Mulde zu erreichen. Unsere MG.s peitschen wieder in ihre Reihen, und sie fielen wieder wie das Korn vor der Sense. Aber es waren ihrer so viele, daß sie mit einigen hundert Männern auch die zweite Deckung erreichten, um dort Atem zu schöpfen für den großen Sturm durch unsere Linie. Und dann setzten sie zum letzten großen Angriff an, der sie bis auf die Höhe jenseits des Dorfes tragen sollte. Sie stürmten aus der Mulde auf uns zu, jetzt geduckt und rasch.

Unsere Männer ließen sie nahe herankommen und zogen dann den Abzug durch. Und dann eröffneten unsere Infanteriegeschütze das Feuer, als sie über die letzte Höhe kamen und direkter Beschuß möglich wurde. Sie kamen in verzweifelter Entschlossenheit, alles war ihnen egal, ihre Sinne waren getrübt durch scharfen Schnaps. Wir können diesen Gegner nicht verstehen, und manch einer von uns mag, als alles vorbei war, den Kopf geschüttelt haben über so viel Sinnlosigkeit. Die Gedanken und Handlungen dieses Feindes kommen aus einer uns so fremden Welt, und viel von dem, was sie tun und getan haben, trug wohl schon von Anfang an den Kern der Vernichtung in sich. Man hat diese Soldaten nicht wie Menschen leben lassen, und so starben sie auch wie Tiere, klaglos, ergeben und ohne einen eigenen Willen. Der Politruk hatte ihnen gesagt, daß sie die Höhe erreichen müßten. Nun gut, characho. Über den besten Weg zu ihrem Ziel denken sie nicht nach. Ging es schief, so war das eben Schicksal. Aber gekämpft haben sie,

(Fortsetzung auf Seite 6)



Zeichnung: ᛋᛋ-PK Spahn

Sturmgeschütze öffnen den Weg in den Feind

Kleine Träumerei im Walde

ᛋᛋ-PK. Man liegt im Walde. Im russischen Walde. Warum soll man nicht? Das Wetter ist sonnig, und die Welt, soweit man sie sieht, ist grün und blau. Irgendwo singt ein Vogel, ganz hell und fröhlich. Ach, was für ein armseliger Mensch ist man, daß man die Vögel nicht an ihrer Stimme erkennt. Was kann es für einer sein? Sicher so ein kleines, warmes Kerlchen mit seidigem Gefieder. Ich sehe förmlich, wie er das Schnäbelchen öffnet und zumacht im Rausch seines Gesanges. Das heißt, ich sehe es natürlich nicht. Denn ich kann es nicht sehen. Ich liege hinter einem grauen Stein, meine rechte Hand ist verdreht und meine Knie liegen schwitzend beieinander. Aber das ist unwichtig. Wichtig ist, daß eine Ameise über den Stein läuft. Sie hat es eilig. Komisch, wie eilig es alle Ameisen haben. Ich kann über diese Eile lachen. Denn ich habe es gar nicht eilig. Alles, was ich tue, ist, ein wenig über diesen Stein hinwegzusehen oder auf den Wald und auf den Himmel, der voll ist von kleinen Wölkchen, die tun, als ob sie eine Art Versammlung bilden oder einen Aufmarsch. Aber mir scheint, sie haben nichts Rechtes und Ernstes vor. Sie tun nur so. Sie spielen. Und in ihrem Spiel sind sie märchenhaft. Und weil man Märchen liebt, liebt man wohl auch Wolken. Oh, ihr Wolkenmärchen, die ihr Verächter der Zeit seid. Ja, ich spüre es, daß euch Minuten und Sekunden nichts sind. Und indem ich auf euch sehe, zähle ich ebenfalls die Minuten und Sekunden nicht mehr. Es ist, als stände die Zeit still. Welche Erhabenheit liegt in diesem Gedanken, die Zeit in sich anzuhalten! Nichts regt sich mehr, und der Traum der Träume kommt. Und eine schläfrige Stimmung, die wie ein großes Meer ist, das von den sonderbarsten Gedanken im Sturme durchfahren wird. Meine rechte Hand schmerzt auch nicht mehr. Doch in aller Schläfrigkeit spüre ich Metall am Finger, das Schloß der Maschinenpistole — es ist eine bewaffnete Müdigkeit, und ich weiß schon, daß der Traum sterben wird, der Traum, der mich verbrüdern will mit dem Gesang eines Vogels, mit dem Geheimnis der Ameiseneile und mit den Märchenwolken.

Ptttsch! Ah, ich habe wohl einen Fuß zu weit hinausgestreckt. Häßlich gellt es durch meinen Traum. Und wichtiger als Wolken und Waldgrün wird mir wieder der Stein vor mir, und die Zeitlosigkeit aller Träume duckt sich vor einer einzigen Sekunde, weil sie auf einem Gewehrschuß daherreitet.

Die Zone vor dem Tod

Und man sieht nach links und man sieht nach rechts. So tief liegt man, daß Moos und Gras selbst wie ein Wald aussehen. Und man sieht auch die Kameraden neben sich und weiß, was geschehen ist: Wir sind weit vorgestoßen in die Waldlinie der Bolschewiken, vorbei an ihren unterirdischen Löchern, bis der Schußhagel einsetzte, und plötzlich spielten Steine, Erdhügel und Mooswülste die Hauptrollen. Man sieht auch, daß einige von uns keine Stein- und Erddeckungen mehr nötig haben. Im Hinstürzen erkannte man mehrere kleine, blaue Flämmchen. Ja, wir kennen sie schon, die automatischen Gewehre, die sie aus den unkenntlichen Waldbunkern hinausstecken und abdrücken. Nun lauern sie auf eine unvorsichtige Bewegung. Aber alles ist erstarrt. Merkwürdig, wieviel Neugier man in solchem Falle aufbringt und wieviel Lust zum Fabulieren. Jene Zone kurz vor dem Tode hat keinen Eis-Atem, nur eine kleine Neugier und bunte Bilder, einen Wolkenhimmel beispielsweise, einen hastigen Ameisenlauf und den Gesang eines Vogels. Jeder Atemzug aber ist eine unbesiegbare Hoffnung. Und waren nicht Kameraden hinten? Sicher und gewiß!

Man sah nach rechts. Da lag die Stadt in der Sonne, jene hartumkämpfte Stadt in Karelien, da lag eine Ebene im Licht.

Wumm! Ein Einschlag vor uns! Der schläfrige Traum zerplatzte. Der Vogel flog weg! Der Himmel war leer! Unser Granatwerfer! Wir schrien es uns zu von Deckung zu Deckung. Die verkrampfte Hand wollte nach vorn. Die Maschinenpistole lugte über den Stein. Nun schossen wir wieder. Der Tod stellte sich auf das andere Bein und drehte uns den Rücken zu. Der Bunker schwieg. Einschlag auf Einschlag prasselte auf seinen bemoosten Buckel.

„Woran hast du gedacht", fragte ich einen, „als du mit der Schnauze im Dreck lagst?"

„Ah an nichts Besonderes!"

Sie schweigen von ihren Träumen! —

ᛋᛋ-Kriegsberichter Herbert Reinecker

Die Grundlagen der Bürokratie

Wer den Lauf unserer staatlichen und volksorganisatorischen Entwicklung mit wachen Blicken verfolgt, hat sich heute zu einer schwerwiegenden Erkenntnis durchgerungen. Sie lautet: Wenn in einer übersehbaren Zukunft im Deutschen Reich und im deutschen Volk überhaupt etwas „schief gehen" kann, dann trüge die Schuld daran allein eine gewisse Bürokratisierung unseres Daseins, die Verknöcherung mancher Organisationsformen, die in ihrem wild wuchernden Gewebe die wirklich lebendigen Kräfte ersticken, die Initiative lähmen und die Verantwortungsfreude abtöten könnten.

Die Bekämpfung der Bürokratie ist also eine Aufgabe, die jeden angeht. Sie ist es um so mehr, als man sie — entgegen einer weitverbreiteten Fehlmeinung — schwerlich von oben her „abschaffen" kann. Mahnungen und Erlasse fruchten hier wenig. Einem Bürokraten die Aufgabe bürokratischer Gepflogenheiten und Denkweisen nahezulegen, das ist ein ebenso aussichtsloses Unterfangen, wie wenn man versuchen wollte, einer Schildkröte das Fliegen beizubringen.

Wenn einem Zeichner die Aufgabe gestellt ist, einen Bürokraten zu zeichnen, so wird er einen ganz bestimmten Typ auf die Beine bringen. Wir alle kennen diesen Typ, wir kannten ihn bereits, ehe uns die Rassenlehre den Schlüssel zur Menschenkenntnis in die Hand gab.

Heute aber wissen wir: der Bürokrat ist der Vertreter eines ganz bestimmten Rassenbildes. Er entsteht überall dort, wo das geistig unregsame, unterwürfige, aber fleißige und auf Lebenssicherung bedachte ostische Element sich mit der Beharrlichkeit des fälischen oder dem Führungswillen des nordischen Menschen verband. Hier haben wir den knollnäsigen, rundschädeligen geborenen „Untergebenen", der jedem Herrn, aber keiner Sache dient; und dort den spitznäsigen, meist hinterkopflosen Fassadenmenschen, den geborenen „Vorgesetzten", dessen scharf ausgeprägtes Strebertum auch immer nur dem eigenen Vorwärtskommen verhaftet ist.

Ein Bürokrat ist ein Mensch, der sich scheut, aus seinem engen Schreibtisch aus mitwirken zum Besten des großen Ganzen! Ich freue mich über jede Verantwortung, die ich tragen darf und die mir Gelegenheit gibt, Mut und Umsicht zu beweisen. Ich will lieber dreimal etwas Falsches als einmal gar nichts getan haben! Ich will lieber dreimal eine Zigarre als das Lob der Unauffälligkeit einstreichen!

Wo aber ein Vorgesetzter von der anderen Art ist, dort werden sich die passenden Untergebenen um ihn scharen, sie werden einen Wall von Bestimmungen und Vorschriften um sich errichten und jeden Angriff selbständig freien Denkens und verantwortungsfroher Initiative mit verbissener Zähigkeit abwehren.

Dann wäre also der Stein der Weisen gefunden, und es würde genügen, überallhin nur die richtigen Vorgesetzten zu setzen? Leider nein. **Denn weder haben wir solche Vorgesetzten in genügender Zahl, noch fänden sie,** wenn sie auch da wären, die vielen tüchtigen Untergebenen. Denn das System der Auswahl und Heranbildung, wie es seit Generationen vor uns gehandhabt wurde, förderte ja gerade den Bürokraten und bereitete der eigenwilligen Persönlichkeit solche Hindernisse, daß der schöpferische Idealist sich mehr und mehr anderen Berufen zuwandte, wo er seine Fähigkeiten freier entfalten durfte. Erst im Zuge der nationalsozialistischen Revolution ist wieder frisches Blut in die Verwaltungsorganismen eingedrungen. Aber nach dieser revolutionären Durchlöcherung des Auslese- und Beförderungsprinzips haben sich oft die Lücken wieder geschlossen, ohne daß bislang das alte System durch ein neues ersetzt worden wäre.

Das positive Beispiel

Wir sehen aber am Beispiel der Wehrmacht und der Waffen-SS, daß es durchaus möglich ist, den Nährboden für den Nachwuchs nach Rezepten zu bereiten, die eine Festsetzung des bürokratischen Bazillus unmöglich machen und auf schöpferische Kräfte geradezu magnetische Anziehungskraft ausüben

Im deutschen Offizierkorps ist in jahrhundertelanger Entwicklung ein fest umgrenzter, sogar rassisch genau zu bestimmender Menschentyp entstanden, der nach seiner Läuterung in schwersten Kriegs- und Nachkriegsjahren heute die höchsten Proben der Bewährung ablegt. Dieser Typ hat mit der Stellung, die das Heer im Volke und zum Volke einnahm, seine Wandlungen erfahren. Auch er hatte seine zeitbedingten, wenn auch nur äußerlichen Mangelerscheinungen.

Der schnoddrige Simplizissimus-Leutnant der ausklingenden Feudalzeit mußte ebenso verschwinden wie der bebrillte Einjährig-Freiwillige. Aber im Grundsätzlichen hat dieser Typ sich treu bleiben dürfen, er wurde in der nationalsozialistischen Wehrmacht nur auf eine breitere Nachwuchsgrundlage gestellt. Er zog alle Menschen mit ausgeprägten Führereigen- nicht die sichere Funktion eines Organismus, er bietet durch sein Vorhandensein nur die Voraussetzung dazu. Verantwortungsfreude, Initiative, Mut zu selbständigem Handeln gehören wohl zum Wesensbild der Führerpersönlichkeit, aber sie verbürgen allein noch nicht den richtigen Einsatz des Führers.

Ein guter Führer muß nicht nur Vorbild sein in der Bereitschaft, alles selbst auch zu tun, was er von seinen Untergebenen fordert, er muß auch wirklich fähig sein, sich in die Rolle jedes einzelnen seiner Untergebenen einzufühlen. Das heißt: er muß selbst lange genug Untergebener gewesen sein, er muß von der Pike auf gedient haben.

In der nationalsozialistischen Wehrmacht wie in der Waffen-SS ist dieser Grundsatz bis zur letzten Konsequenz verwirklicht. Es gibt keinen jüngeren Offizier, der sich auf der Stufenleiter des Soldatentums nicht in zäher Arbeit und steter Bewährung hätte emporarbeiten müssen. Es gibt keinen Kompanieführer, der nicht fähig wäre, jederzeit vom Podest seines Ranges herabzusteigen und am MG., mit der Handgranate in der Faust oder am Flammenwerfer seinen Mann zu stellen — **Vorschriften, an die Vorgänge und Vorbilder, an die ständige Praxis klammern und jede eigene Initiative, jeden freien Entschluß sorgsam unterlassen.**

Das bedeutet dann in weiterer Folge: er wird nicht dulden, daß seine „unteren" Sachbearbeiter eine Sache anderswie anpacken als nach Schema F. Denn er wird weder die Gründe einer anderen Handlungsweise kennen, noch wird er ihre Folgen übersehen. Wohl kennt er auch die Folgen nicht, die eine Entscheidung nach Schema F im Einzelfall nach sich ziehen kann. Sie dürfen ihm aber auch gleichgültig sein, da er in jedem Fall gedeckt ist, wenn er sich an den Buchstaben hält.

So kann selbst ein tüchtiger, befähigter Mensch, der gar nicht das Zeug zum Bürokraten in sich hat, allein durch falsche Erziehung, durch Unterbewertung des wichtigsten Erziehungsfaktors: der Erfahrung, zu einem Kristallisationspunkt der Bürokratie werden. Gewiß wird er im Einzelfall, wenn er eine echte Führerpersönlichkeit ist, wenn er Vorgesetzte hat, die ihn von seinen Hemmungen befreien, zu einer hohen Auffassung seines Amtes und seiner Pflichten durchstoßen können. Wir meinen auch: an einem geborenen Nationalsozialisten kann auch die schlechteste Erziehung nichts verderben. Aber derartig glückliche Wendungen müssen nicht die Regel sein.

Auch die Forderungen, die an den Beamten gestellt werden, müssen — genau wie beim Offizierkorps — typenbildende Kraft haben. Auch er müßte sich unter allen Umständen von unten herauf nach oben hin bewähren. Die Entscheidung darüber, ob einer „unten" bleibt oder „höheren" Zielen zustreben darf, müßte erst während und nach der praktischen Bewährung erfolgen.

Von der Pike auf

Der junge Beamtenschüler müßte seine Eignung zum Volksbetreuer bewiesen haben, er müßte seine Rekrutenzeit dort erleben, wo das Leben am dicksten ist. Denn Lebenskunde und Lebenserfahrung sind auch für seine künftige Lebensarbeit ungleich wich-

Eine Rassenfrage

Die Geburt des Bürokraten aber vollzieht sich in allen Volksschichten und keineswegs in den Ämtern. Das heißt also, daß der zum Bürokraten geborene Mensch erst den Nährboden finden muß, auf dem er seine bürokratischen Eigenschaften entfalten kann: seine „Radfahrernatur" (nach oben buckeln, nach unten treten!), seine ausdauernde Zielstrebigkeit nach materieller Sicherung, seine Scheu vor Initiative und Verantwortung, die er als lästig empfindet, weil sie nichts einbringt und nur die Gefahr des Rüffels, des Sichunliebsambemerkbarmachens in sich schließt. Wer also den Bürokraten unschädlich machen will, muß ihm den Nährboden entziehen, da er ja die Geburt des Bürokraten, des Menschen selbst schwerlich verhindern kann.

Daher die Forderung: die Bürokratie muß von innen heraus bekämpft und aufgerollt werden. Das ist sowohl eine Frage der Menschenführung wie der Menschenauslese.

Zum Thema Menschenführung sagt der Volksmund: Wie der Herr, so's Gescherr! Der Satz bestätigt sich in allen Amtsstuben. Wo ein Vorgesetzter ist, der mit Freuden die Last der Verantwortung trägt, der eigene Initiative entfaltet, der die Forderung kennt, die nicht nur der Götze Vorschrift, sondern das Volksschicksal, die politische Aufgabe, das weltanschauliche Muß an ihn stellt, dort gedeiht auch der bürokratische Untergebene nicht. Er fühlt sich nicht wohl an seiner Krippe, wo es alle Tage neue Überraschungen gibt, wo man sich nicht damit begnügt, daß er die Gebetmühle der Paragraphen herunterhaspelt, wo man von ihm verlangt, daß er eigene Gedanken wälzt, die sich nicht auf Formularen finden, wo man ihm, Gott behüte, eine eigene Verantwortung aufhalst. Er wird schleunigst in die berühmte „andere Abteilung" fliehen, wo ein „besseres Arbeiten" ist. Und an seine Stelle wird der kleine Mann treten, dessen Ehrgeiz nicht nur im „schnellen Vorwärtskommen" ruht, sondern in dieser eigenen Lebensauffassung: ich will auch an meiner kleinen Stelle, von meinem

schaften an, die bereit waren, bis zum höchsten Einsatz bedingungslos der Sache zu dienen und das eigene Ich hintanzustellen. Und in dem Maße, in dem man von ihm Verantwortungsfreude, eigene Entschlüsse, rasches Zupacken, selbständiges Handeln und beispielhaftes Vorleben forderte, ihm keine goldenen Berge, aber hohe Ehre, viel Gefahr, aber nur bescheidene materielle Aussichten bot, wurde der aktive Offizierstand von bürokratischen Elementen gemieden.

Aber der Menschentyp allein verbürgt noch und wir wissen, daß sie es oft genug getan haben. Solch ein Mann kann aber nicht nur befehlen, von solch einem Manne läßt man sich auch befehlen. Unsere Soldaten haben ihre Divisionsgenerale in den vordersten Linien kämpfen und befehlen gesehen, und sie wußten damit zweierlei: erstens, daß dieser Mann nichts befiehlt, was er selbst nicht durchzuführen bereit ist, und zweitens, daß dieser Mann auch befehlen kann, weil er aus eigener Erfahrung weiß, was man einem Untergebenen zumuten darf.

Die beiden Laufbahnen

Unter einer solchen Führung bietet sich der militärischen Abwandlung der Bürokratie, dem sturen Kadavergehorsam, kein Lebensraum. Unter einer solchen Führung fühlt auch der kleinste Mann seine Kräfte wachsen. Er weiß, daß der stete Appell seiner Ausbilder und Erzieher an seine eigene Verantwortungsfreude, sein eigenes selbständiges Handeln nicht bloß ein leeres Wort ist, das ihn über seine subalterne Stellung, über ein Nummerndasein hinwegtrösten soll.

Tausendfach haben in diesem Kriege unbekannte Soldaten in entscheidenden Augenblicken durch freie Entschlüsse die Initiative an sich gerissen. In solchen Augenblicken hat man erkannt, daß es zwischen Führern und Geführten wohl die notwendigen Erfahrungsstufen, nicht aber menschlich-qualitative Unterschiede zu geben braucht.

Übertragen wir diese Erkenntnisse auf das zivile Dasein in den Verwaltungsmechanismen, so stoßen wir sehr schnell auf den entscheidenden Unterschied. Der Vorgesetzte hat für sich nicht von der Pike auf gedient. Wächst das Offizierkorps pyramidengleich aus der breiten Grundlage des Soldatentums und des Unteroffizierkorps organisch und folgerichtig empor, so kranken manche Verwaltungskörper seit alters her an der strengen Unterscheidung zwischen „höherer" und „unterer" Laufbahn. Es sind zwei Welten, deren Trennung sich bereits im Kindesalter vollzieht. Früher hat gar der Geldbeutel des Vaters darüber entschieden, ob der Sohn ein „höherer" oder ein „unterer" Beamter werden sollte, heute dürfen wir annehmen, daß die Entscheidung mehr und mehr zu den eigenen Fähigkeiten der jungen Menschen hin verlagert wird.

Gesetzt aber den Fall, wir wären bereits so weit, und es würden also wirklich nur die Tüchtigsten und Fähigsten in die „höhere" Laufbahn gelangen — —: dann gibt es immer noch keine Tüchtigkeit und keine Fähigkeit, die ausreichen könnten, die Erfahrung des Von-der-Pike-an-Dienens zu ersetzen.

Der junge Jurist, der als Assessor in die Verwaltung übernommen wurde, riecht wohl ein wenig in den praktischen Dienst hinein, aber das ist für ihn, dem „zum Höheren Berufenen", nur eine Gastrolle. Er ist bereits mit juristischer Weisheit vollgepfropft. Er fühlt sich dem unjuristischen Dasein, der Rechtslyrik des Volkes und der kümmerlichen juristischen Begriffswelt seiner unstudierten zeitweiligen „Kollegen" bereits unendlich überlegen. Er kommt sich vor wie ein in die Volksschule rückversetzter Gymnasiast. Er wird nichts mehr lernen, auch wenn es für ihn noch manches zu lernen gäbe. Dann aber wird dieser junge Mann sehr bald Hilfsdezernent und Dezernent, nun ist er tatsächlich Vorgesetzter der in Ehren und Erfahrung ergrauten „unteren" Beamten, Inspektoren, Oberinspektoren und Amtmänner, und wenn seine Tätigkeit sich auch darin erschöpfen mag, seinen Wilhelm unter die von seinen Untergebenen vorbereiteten Akten zu setzen — er ist doch ihr Vorgesetzter, der diese Arbeit nach oben hin zu vertreten und zu verantworten hat.

Kein Mensch aber wird mehr verantworten als das, was er selber übersehen kann. Und was übersieht, was kennt, was weiß dieser Vorgesetzte? Er kennt die Juristerei von den alten Römern bis in die neueste Zeit, er hat zu Füßen der weisen Kommentatoren gesessen, er hat die neuesten Gesetze im Kopf und die Ausführungsbestimmungen im kleinen Finger. Er wird auch sorgsam herumhorchen, wie sich seine eigenen Vorgesetzten den letzten Schliff der Ausführung vorgestellt haben.

Aber das Leben, das da unten in Gestalt des sogenannten Publikums heranbraust und von den unteren Beamten abgefangen und verarbeitet wird, das kennt er zumeist nicht, das ist eine fremde, unheimliche Materie, die auf der Hochschule nicht behandelt wurde und die man auch im zivilen Leben auf dem Schifflein der Besoldungsordnung und der Pensionsberechtigung sorgsam umschifft. Er wird sich ängstlich an die Paragraphen, an die

tiger als der ganze tote Wust hartbackener juristischer Gelehrsamkeit, den die Hochschule in ihn hineintrichtert. Was er durch seinen Dienst von der Pike auf an Studiensemestern verliert, wird gewonnenes Leben sein.

Wir wollen demjenigen der seine Eignung für die höhere Laufbahn, für den „Generalstab" der Staatsmaschine in der Praxis bewies, sein Akademikertum, seine höhere Bildung gewiß nicht streitig machen. Aber es ist ja nicht das tote Wissen, das den Akademiker ausmacht. Akademische Bildung genießen auch die Studierenden der technischen Hochschulen, genießt auch der Offiziernachwuchs der Wehrmacht und der Waffen-SS. Weshalb muß allein der höhere Beamte sich auf der Universität mit einem Ballast toten juristischen Wissens vollstopfen lassen, der ihm ewig hinderlich ist, weshalb sollte nicht auch er eine Bildung erfahren, die seine in der Praxis erprobten Fähigkeiten nicht verbiegt und verschüttet, sondern weiterentwickelt?

Die Forderung nach dem sogenannten Volljuristen in der Verwaltung ist ebenso fehl am Platze, als wollte man jedem Offizier den Besuch einer Handelsakademie auferlegen, weil er vielleicht einmal in der Heeresverwaltung diese Kenntnisse verwerten könnte. Der Jurist ist auch in der Verwaltungspraxis nur als Fachmann zu werten, der vielleicht da und dort einmal, aber, Gott sei Dank, nicht immer und überall gebraucht wird. Gebraucht, überall und immer gebraucht wird allein der Mann, der das Leben meistert.

Sagen wir den jungen Menschen, daß es auch in der Beamtenlaufbahn keine Sicherung des Daseins gibt, die man sich nicht fortwährend durch Bewährung erkämpft. Sagen wir den jungen Menschen, daß sich die Tore der höheren Laufbahn erst nach der Bewährung öffnen können. Sagen wir ihnen, daß keiner in der unteren Laufbahn hängenbleibt, der durch Klugheit, Gefühlssicherheit, Mut und Verantwortungsfreude die Eignung für das Höhere beweist! Dann wird der Bürokrat davor zurückschrecken, sich in einem Beruf einzunisten, der so „unsichere Chancen" bietet. Dann werden aber auch unzählige junge Menschen, die diesen Beruf bisher gemieden haben, sich ihm mit Freuden zuwenden.



so sehen sie aus, die Sowjet-Märtyrer



МАТИАС РАКОШИ

Mathias Rakosi, Volkskommissar der ungarischen Sowjetrepublik im Jahre 1919. Auf seinem Konto stehen unzählige Gewalttaten, die er später mit lebenslänglicher Zwangsarbeit bezahlen mußte

АНТОНИО ГРАМШИ



Sie mögen durch die Retusche noch so heldisch verschönt sein, die Sowjetmärtyrer, die überall in den Schaukästen aushängen, immer wieder erkennen die deutschen Soldaten die bekannten Verbrechervisagen der bolschewistischen Mörder und Saboteure, die in der ganzen Welt ihre terroristische Wühlarbeit verrichteten. Mit einer einmaligen Zynik verherrlichen die Sowjetmachthaber sogar viele von den „Genossen“, die auf ihren eigenen Befehl um die Ecke gebracht worden sind, als sie dem Kreml zu unbequem wurden

Aufnahmen: ᛋᛋ-PK. Roth (Associated Preß) (1)

Bild im Kreis: Auch dieser verhinderte Held Antonio Gramschi, dessen unterirdisches Tätigkeitsfeld Italien war, wurde dem russischen Volk als Sowjetmärtyrer hingestellt. Man kann sich diese intellektuelle Verbrechervisage weit eher als „Marterer“ vorstellen

Früher stand Iwan Iwanowitsch manchmal still vor seinem Bild mit goldenem Rahmen, auf dem sich die Sonne im farbigen Glasfluß behaglich spiegeln konnte. Und in die graue Einsamkeit seines Lebens warf die leuchtende Rüstung eines Glaubenshelden ihren Schein. Väterchen Zar wohnte weit, und St. Georg ritt irgendwo im blauen Himmel. Aber er hatte noch seinen Acker hinterm Haus und seine Kuh im Stall und sonntags seinen Rubel in der Tasche. Aber eines Tages wurde alles anders. Die bunten Bilder verschwanden und mit ihnen mancher Nachbar. Väterchen Zar war tot, der Acker gehörte dem Staat, und die Kuh wurde weggeführt. Ein neuer Herr, mit dem nicht zu spaßen war, weil ihm die Pistole verflucht locker saß, der Kommissar, hängte neue Bilder auf und hielt einen Vortrag, daß diese Bilder die Märtyrer des Proletariates zeigten, die Vorbilder eines guten Kolchosbauern.

Und Iwan Iwanowitsch stand vor den neuen Märtyrern. Sie hatten keine goldenen Rüstungen an, und im Himmel konnten sie auch nicht reiten. Aber dafür trugen sie die Galgenvögelgesichter aus aller Welt, und wenn Iwan Iwanowitsch in seiner Einsamkeit gewußt hätte, was ein Verbrecheralbum wäre, er hätte die Gesichter dort nicht schöner finden können als an der Tafel des Herrn Kommissars, der erklärt hat, daß diese Männer sich für das große Arbeiter- und Bauernparadies geopfert hätten.

Und je länger Iwan in diesem Paradies leben durfte, um so besser lernte er verstehen, warum die Märtyrer heute just solche Gesichter tragen müssen. Aber er unterließ es mit der Zeit, darüber nachzudenken. Denn die Gedanken waren zu gefährlich. Denn Denken nimmt den Schlaf; wenn er aber des Morgens noch müde war und sich um zehn Minuten verspätete bei der Arbeit zum Kolchos, dann war für sechs Monate der Lohn hin, beim zweiten Male die Freiheit und beim dritten Male der Kopf weg.

Denn die neuen Märtyrer waren strenge Herren, und im Paradies zu leben, war genau so beschwerlich wie seinerzeit für Adam und Eva vor dem Paradiese.

Als aber der Herr Kommissar fluchtartig im Jahre 1941 das Dorf verließ, da blieben seine Märtyrer hängen an der Tafel, damit die deutschen Soldaten sich auch noch einmal erfreuen durften an den Visagen dieser Verbrecher.



Aus der Internationale der Verbrecher: ein brasilianischer Anarchistenklub, der in der UdSSR. heilig gesprochen wurde. Höllenmaschine, Gift und Dolch sind ihnen die vertrauten Werkzeuge ihres Glaubens. Trotz dieser revolutionären Haltung ein trautes Familienbild bürgerlichster Prägung. Der Samowar auf dem Tisch sollte dieses Gesindel dem russischen Bauern vertraut machen





КАРЛ МЮННИХРЕЙТЕР УМБЕРТО ТЕРРАЧИНИ



ТОМ МУНИ

Bild links: Und dieser Genosse mit dem verschlagenen Blick, der als einer der Leiter des Schutzbundes für viele verbrecherische Anschläge im ehemaligen Österreich verantwortlich war, ist Karl Münnichreiter. Tief war die Trauer der Mörderclique in Moskau über das schnelle Ende dieses besonders befähigten Werkzeuges. Er wurde nämlich 1934 noch von der Schuschnigg-Polizei festgenommen und auf Grund des Urteils des Sondergerichts aufgehängt. — Bild unten: Umberto Terracini war einer der Leiter der Kommunistischen Partei Italiens, wo er auch heute noch im Zuchthaus von Civitavecchia die gerechte Strafe für seine Mordpläne absitzt. — Bild rechts: Und was würde wohl das amerikanische Volk dazu sagen, wenn es auch Tom Mooney, den berüchtigten amerikanischen Revolutionär und skrupellosen Attentäter, im Bunde dieser Verherrlichten finden würde? In der Unterschrift heißt es weiter: „1917 wurde er zum Tode verurteilt, unter dem Druck des machtvollen Protestes der Werktätigen wurde die Hinrichtung durch lebenslängliche Haft ersetzt. Am 7. Januar 1939 wurde Tom Mooney freigelassen.“ Es scheint also in den USA. für einen Sowjetattentäter unter der Regierung Roosevelts der Weg vom Todesurteil zum Freispruch nicht schwer zu sein

Frl. Nichtverkäuferin bedauert...

„Liebes ‚Schwarzes Korps!'"

Es ist eine Siebzehnjährige, die uns schreibt. Gut so. Siebzehnjährige brauchen nichts alles zu wissen und dürfen fragen.

Ob sie Bohnen- oder Malzkaffee kriege, sei ihr furchtbar egal. Daß es zZ. kaum noch dünne Strümpfe mehr gäbe, sei zwar bedauerlich, aber solange weiter nichts fehle, dürfe man zufrieden sein. Nur ein Kleid hätte sie gern gehabt. Das darf sie, denn sie hat Punkte.

„... Ich betrete also die heiligen Hallen des Kleidergeschäfts ‚Kleid im Hof', Berlin W 50, Tauentzienstraße 18. Der Empfang ist kühl. Ich hatte zwar nicht erwartet, daß die Leute mir um den Hals fallen würden, aber die Stimmung ist frostig. Ich trage möglichst bescheiden meine Frage nach einem Kleid vor. Werde auf die Sachen hingewiesen, die an einer Stange hängen. Ich durchwühle sie. Es sind Ladenhüter. Ich frage mit bescheidener Stimme nach den reizenden Sachen in den Fenstern. Und nun kommt die Antwort: Die Sachen sind sämtlich verkauft, leider!' Ich hätte nun natürlich fragen können, seit wann man Kleider kaufe, ohne sie mitzunehmen? Aber ich wollte die Verkäuferin nicht noch mehr reizen. Ich empfahl mich. Schließlich gibt es noch mehr Läden als das ‚Kleid im Hof'.

In der Spichernstraße 14 befindet sich Kurt Mätzigs Kleidergeschäft. Im Fenster hängen hübsche Sachen. Natürlich, die kann ich noch nicht bekommen. Aber trotzdem — ich gehe hinein. Die Verkäuferin telephoniert gerade mit ihrer Freundin. Sie ist von meinem Besuch unangenehm überrascht und hängt ein. Ich habe inzwischen in der Nähe des Fensters ein hübsches Kleid entdeckt und tue ihr dies kund und zu wissen.

Die Antwort ist verblüffend: ‚Sachen aus dem Fenster können wir nicht verkaufen, das ist alles Dekoration, Sie müssen warten, bis umgeräumt wird.'

Dekoration oder nicht?

Ich mache höflich darauf aufmerksam, daß das bewußte Kleid keineswegs im Fenster liegt. Die Verkäuferin sieht mich mitleidig und verärgert an und stellt fest, daß das Kleid ebenfalls zur Dekoration gehöre. Streiten ist hier zwecklos. Ich kriege nun noch von ihr zu hören, daß man ‚ja so furchtbar gern allen Kunden gerecht würde, aber leider, leider...' Dann verlasse ich den Laden.

Gut, denke ich, das war Pech. Dann läßt du's eben. Spar dein Geld, das ist auch gut. Und ich gehe weiter. Und wissen Sie, was dann geschah? Etwas sehr Komisches. Ich habe mir nämlich zu meinen Einkäufen unglücklicherweise die Zeit ausgesucht, zu der die Juden kaufen. Das lag am Schluß meiner Bürozeit, an allem möglichen, ich weiß nicht, woran noch.

Jedenfalls komme ich zum Prager Platz und sehe dort auf einem Obstkarren Äpfel liegen, leckere, rotwangige Äpfel. Auf meine Frage, was das Obst kostet, bekomme ich die knurrige Antwort: ‚Sind Sie Arierin?' Da ich nicht mit dem Davidstern behaftet bin, nicke ich heftig. ‚Dann kann ich Ihnen nichts verkaufen. Jetzt dürfen nur die Juden kaufen.'

Komisch, nicht wahr? Das dachte ich auch. Ich hatte keine Lust, mich mit der Frau zu zanken, aber ich fand es doch etwas drollig. Der Sinn der Verfügung, daß Juden nur zu einer bestimmten Zeit kaufen dürfen, ist sicher nicht der eines Privilegs.

Ich bin ein Mensch mit Humor und nicht leicht in Raserei zu versetzen. Ich begebe mich eilenden Fußes in ein Schokoladengeschäft. Ich sehe sehr leckere Pralinen und freue mich, daß ich unter achtzehn bin und noch auf meine Karte etwas Süßes bekomme. Ich bekomme es aber nicht. Auf meine Frage, ob sie Konfekt auf Karten haben, bekomme ich ein Nein zur Antwort. Nähere Erklärung fehlt. Ich frage auch nicht weiter. Man muß nicht so viel fragen.

So, nun bin ich fertig. Sie werden erleichtert aufatmen und sagen: Gott sei Dank, das Gemecker ist zu Ende. Aber ich wollte nicht meckern. Ich wollte nur anfragen, ob das unbedingt nötig ist. Sehen Sie, mir ist das alles ziemlich egal, aber es gibt Frauen, deren Söhne und Männer im Felde sind und die tagsüber vielleicht schwer arbeiten müssen. Wenn es denen dann passiert, daß man ihnen Ware mit fadenscheinigen Gründen vorenthält oder sie unliebenswürdig behandelt, so können ihnen die Nerven durchgehen und sie werden verärgert und unwillig. Das könnte ich verstehen. Was nicht da ist, kann man auch nicht kaufen, das ist logisch. Aber was da ist, und nur nicht verkauft werden will, was ist damit —?"

Das junge Fräulein Hannelore, das in einem so beneidenswerten Alter einen so beneidenswerten Stil schreibt, hat es gut. Sie darf ein ganzes Fragenbündel aufwerfen, ohne daß man ihr in die Parade fährt: „Menschenskind, Se ham wohl nich bemerkt, det wa Kriech haml"

Sie würde in ihrer Naivität einfach antworten: Was haben Unhöflichkeit, verhüllte Mißachtung der Gesetze und unverhüllter Schwindel mit dem Krieg zu tun? Sie ist noch nicht so abgestumpft wie die Hausfrau und Mutter als Käuferin, die sich schon daran gewöhnt hat, daß man sie oftmals als lästige Bittstellerin behandelt. Aber sie hat recht, wenn sie meint, daß gerade die Mütter und berufstätigen Frauen ihre Nerven für bessere Dinge brauchen als für den Ärger, den sie alle Tage in sich hineinfressen sollen. Man wird ihren Fragen nicht länger ausweichen können.

Wie sie denkt, denkt ja das ganze Volk. Zumindest das Volk der Käufer. Zumindest denken so die Käufer die gewohnt sind, mit Geld zu kaufen und nicht mit Dingen, die dem Verkäufer gegenwärtig begehrenswerter erscheinen.

In diese Rubrik gehört auch die Geschichte von der Ware, die zu gewissen Tageszeiten nur an Juden verkäuflich wäre. So unglaublich sie ist — man hört sie nicht das erstemal. Sie findet auch nicht immer unmittelbare Erledigung durch die verdiente Maulschelle. Es ist älteste Judenweisheit, daß Frechheit entwaffnet, wenn sie nur frech genug ist. Des Rätsels Lösung: Der leider Gottes unbesternt gebliebene weiße Jude weiß, was die Mischpoche ihm schuldet, wenn er sie bevorzugt. Die Juden sind trotz allem und immer noch Träger und Seele jeglichen Schleichhandels. Sie zahlen andere Preise als der Deutsche, und sie geben zum Geld noch einiges dazu. Eine Hand kann nicht so dreckig sein, daß sie die andere nicht wüsche. Und unter Schiebern ist der Jude der sicherste Kunde, weil er das Maul hält.



Ein echter Streitfall

Wer nun in so eine Schweinigelei tritt und sagt es nicht — macht sich mitschuldig. Wer es sagt, hat die Gewähr, daß der Jüdling zum letztenmal verkaufte. Nicht nur an die Juden, auch an die Deutschen.

Wir haben diesen Fall vorweggenommen, er liegt abseits der Dinge, um die man sich streiten könnte. Er ist nur kriminell zu werten, ansonsten uninteressant. Die Sache mit der sogenannten Ausstellungs- oder Dekorationsware ist ein echter Streitfall, sogar einer mit allem Drum und Dran.

Vor einiger Zeit weigerte sich eine Verkäuferin in einem Berliner Schirmgeschäft, einen Schirm, der im Schaufenster stand, zu verkaufen. Der Kunde entwickelte eine erfreuliche Hartnäckigkeit, und so kam es zu einem Gerichtsurteil. Der Richter belegte die Verkäuferin, besser Nicht-Verkäuferin, mit der kräftig fühlbaren Geldstrafe von 150 RM. Die Verkäuferin mußte den Schirm verkaufen, sagte er. Er mußte spätestens beim nächsten Dekorationswechsel geliefert werden. Ist die angebotene Ware nicht lieferbar, so muß das Angebot aus dem Schaufenster entfernt werden. Die Ankündigung im Schaufenster muß wahr sein. Wird mit diesem Grundsatz Mißbrauch getrieben, so muß man energisch einschreiten.

Das Urteil war eine Freudenbotschaft. Die Berliner bewaffneten sich mit den Zeitungen, die es abgedruckt hatten, und gingen einkaufen. Manchmal mit, meist ohne Erfolg. So die Erfolglosen mit Berufung auf das Urteil Anzeige erstatteten, erhielten sie eine Auskunft mit einem Hinweis auf eine Anordnung der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, die folgenden Wortlaut hat:

„Es empfiehlt sich, Kaufinteressenten im Verkaufsgespräch darauf hinzuweisen, daß Schaufensterstücke erst bei Dekorationswechsel verkauft werden. Etwaige Kaufwünsche können vorgemerkt und später kommende Interessenten an Hand eines Vormerkbuches unterrichtet werden."

Die Beschwerdeführer erfuhren weiter:

„Das von Ihnen erwähnte Urteil des Amtsgerichts Berlin wird dieser Rechtslage nicht gerecht und kann bestehende Verwaltungsanordnungen nicht beseitigen."

Hier steht also ein Gerichtsurteil gegen eine bestehende Verwaltungsanordnung?

Nun, eines steht fest: das Urteil — obwohl es stark umstritten ist — ist klar und unmißverständlich. Sein Gegenstück aber, die besagte Verwaltungsanordnung, kann nur irrtümlich so benannt sein, denn es hat noch niemals eine Verwaltungsanordnung gegeben, in der irgend etwas lediglich „empfohlen" und gesagt wird, es „könne" irgend etwas getan — oder auch nicht getan werden.

Eine Anordnung, die es in das Belieben des Ausführenden stellt, ob er sie ausführen möchte oder nicht, ist eben keine Anordnung; sie ist allenfalls ein guter Rat. Ein guter Rat aber ist keine Rechtslage, der irgend jemand nicht gerecht werden könnte.

So geht das jedenfalls nicht. Auch hier ist der oberste Grundsatz Klarheit.

Klarheit tut not

Jetzt hängen die lächerlichen „Verkauft"-Schilder — die kein vernünftiger Mensch ernst nimmt — eben nicht mehr im Schaufenster, sondern eben im Ladeninneren. Namentlich die Warenhäuser prangen im Schmuck solcher „Eigentümer", die der Käufer in seltsamer Großmut dem Verkäufer überließ. Jetzt muß die Ware zwar „nach Dekorationswechsel" verkauft werden, aber niemand erfährt, wann dieser Wechsel stattfindet und an wen dann verkauft wird, denn der Verkäufer fühlt sich nicht veranlaßt, etwa an den zu verkaufen, der zuerst kommt, er kann wohl, muß aber kein Vormerkbuch führen und vorweisen. Und du lieber Himmel — was ist nicht alles „Dekoration"! Niemand hat die Grenzen des Schaufensters gegen das Ladeninnere abgesteckt, und niemand hat bestimmt, ob das „Dekorationsstück" schon hinterm Perserteppich oder erst beim Reißnagel aufhört, eines zu sein.

Wir meinen: oberster Grundsatz sollte sein, vermeidbaren Ärger zu vermeiden, denkbare, auch nur vom Kunden argwöhnte Schiebungen auszuschließen. Ein Kaufmann ist nun einmal ein Warenverkäufer, er sollte nicht vergessen, daß er im Frieden wieder einigen Wert darauf legen muß, es zu bleiben. Unverkäuflich ist nur die nicht vorhandene Ware. Wer vorhandene Ware zurückhält und nun den Eindruck erweckt, es handele sich um Schaustücke oder sie sei schon verkauft, löst im Kunden nicht gerade freudige Gefühle aus. Neben dieser wenn auch unbeabsichtigten Wirkung sind alle werbetechnischen oder sonstigen Erwägungen von ziemlich untergeordneter Natur.

Wenn wir ausverkauft sind, brauchen wir uns dessen nicht zu schämen, denn wir wissen, für wen unsere Produktion arbeitet. Das einzig maßgebliche Schaufenster unserer Wirtschaft ist zurzeit das Waffenarsenal der deutschen Wehrmacht Unsere schlimmsten Feinde können nicht bezweifeln, daß es hinlänglich repräsentativ ist. Wir können uns in den heimatlichen Schaufenstern getrost Attrappen leisten, weil ja unsere Panzer mittlerweile bewiesen haben, daß sie nicht von Pappe sind.

Ein Stuka gefällig?

Wenn man in die Barstuben des Carlton-Hotels in Frankfurt am Main — apropos Carlton —: wäre es nicht an der Zeit, diese Carltöner und Bristöler, und wie die vornehmen Läden nach britischem Muster sonst noch heißen mögen, allmählich abzubauen? Das wäre keine Bilder- und Namenstürmerei, bloß weil es englisch ist. Irgendwo so ein Bumstrara soll seelenruhig weiter Jonnys Night-Club oder sonstwie heißen, er ist ja auch danach. Nur das britische Aushängeschild als Ausdruck besonderer Vornehmheit, das ist nicht mehr zeitgemäß, seitdem man allmählich weiß, wie weit es mit der britischen Vornehmheit her ist. War es nicht ein Lord mit dem ebenso beliebten Namen Derby, der den „reizenden Krieg" erfand? Steckt nicht hinter all den muffigen Namens- und Wappenschildern irgendein verkommener Sklavenhalter und Kriegsverbrecher? Es ist ja ein bloßer Zufall, daß wir keine Churchill-Hotels haben. Wie wäre es aber mit einem Grand Hotel Al Capone? Wenn schon, denn schon! Und wenn nicht — dann beweisen ja nicht minder berühmte Namen wie Kaiserhof oder Vier Jahreszeiten oder Besitzernamen wie Adlon oder altehrwürdige Gasthofnamen wie Elefant oder Weißes Roß, daß es seit jeher auch anders geht. Dies nebenbei.

Wenn man nun also in die Barstuben des Frankfurter Carlton-Hotels geht, überreicht einem der Ober eine Getränkekarte. Darauf findet man wie üblich die verschiedenen unvermeidlichen „Brandys" — weil ja das Wort Brand so schrecklich schwer auszusprechen ist — den „deutschen Whisky" — der um so vieles vornehmer ist als ein Weizenkorn — die Parade der „Cobblers" und die verschieden Mischgetränke. Welch ein Fortschritt! Die hießen früher Cocktails.

Damit man aber merkt, daß sie im einzelnen nichts an ihrer Vornehmheit eingebüßt haben, hören sie immer noch auf Sidecar, White Lady, Ginfizz, Ohio und Manhattan. Wir haben nichts dagegen, die angelsächsische Herkunft der Kunst, durch Mischung billiger Ingredenzien höhere Preise zu erzielen, sei unbestritten. Aber so sicher war man sich bei Carltons seiner Sache nicht. Und so hat man denn, um allen Anforderungen gerecht zu werden, der Cocktailparade ein nationales Hahnenschwänzchen aufgesetzt. Und wer da fürchtet, die White Lady könnte ihm im Halse stecken bleiben, kann sich für eine Mark fünfundsiebzig einen „Stuka" oder einen „Fallschirmjäger" hinter die Binde gießen.

Jawohl — Stuka und Fallschirmjäger als Cocktails, Verzeihung, als Mischgetränke!

Die Leute wissen, was die Heimat der Front schuldig ist. Wenn sie demnächst eine kleine Revue starten, wird womöglich in der Schlußapotheose die Primadonna aus der Reichskriegsflagge ausgewickelt, und andere Bar-Beautys, nur mit einer Fliegerbrille bekleidet oder als einzige Textilware einen sacktuchgroßen Fallschirm über sich schwingend, werden sie umschwirren. In England ist das nämlich durchaus üblich. Von USA. ganz zu schweigen. Und weshalb sollte es bei uns nicht gestattet sein?

Aber, bitte —: wenn der Herr Knochenmehlhändler Krawutke in der Carlton-Bar mit dem Roßgroßausschlachter Schlimpimsky etwas für die Front tun will, zwitschern sie sich einen Fallschirmjäger unters Chemisett und haben damit Anspruch darauf erworben, auch die Siegesrevue zu sehen und, nach dem zwölften „Stuka-„Angriff" leise schwankend, aber auf die zärtlichen Arme einer in leichtgeschürzte Rot-Kreuz-Tracht gekleideten Barmaid gestützt, den fälligen Stellungswechsel vorzunehmen.

Es geht nichts über einen guten Geschmack, besonders wenn er aus verdiensteifrigem Herzen kommt.

Trotzdem möchten wir für die Wirkung derartiger moderner Drinks keine Garantie übernehmen. Daß den Trinkern davon schlecht wird, wäre nicht überraschend. Aber dasselbe kann wider Erwarten auch den Herstellern und Namensgebern passieren.

Kleine Anzeige

Der ϟϟ-Scharführer Günther Z., der am 4. August bei Lotowatka unweit Umans den Heldentod starb, hinterließ eine Witwe mit fünf Kindern im Alter von einem halben bis zu sechs Jahren. Dieser Mutter und ihren Kindern würde es gut tun, wenn man sie für einige Zeit aufs Land verpflanzen könnte; nach den Gründen braucht keiner zu fragen, die liegen ja wohl auf der Hand.

Also Verschickung! Schon regen sich zahllose hilfreiche Hände. Wir verschicken viele hunderttausend Kinder und viele tausend Mütter, da wird ja die eine mit den fünf Kindern nicht ins Gewicht fallen. Und doch — es geht nicht. Sie paßt mit ihren fünf Kindern nicht in die Automatenschlitze der notwendigerweise mechanisierten Hilfstätigkeit. In den vorhandenen Heimen kann man eine Mutter mit solch kräftigem Nachwuchs nicht unterbringen. Die Kinder gesondert verschicken, von der Mutter oder gar noch voneinander trennen? Auch das geht nicht, denn eher denn je braucht jetzt die Mutter die Kinder, brauchen die Kinder die Mutter. Und die privaten Quartiergeber? Nein, den, der eine Mutter mit fünf Kindern nimmt oder auch nur nehmen könnte, hat man bis dato nicht gefunden. So ganz leicht ist das ja auch nicht. Schon aus Platzgründen.

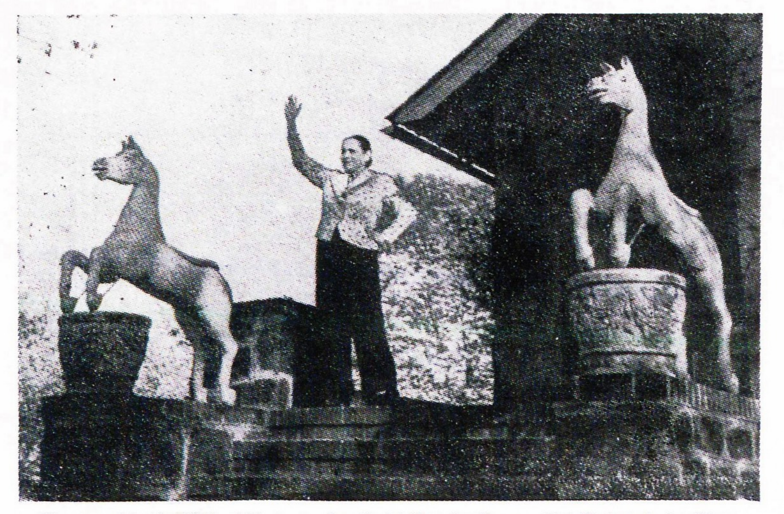
Jetzt aber wollen wir die Sache in die Hand nehmen. Und fragen: Wer nimmt die Frau eines gefallenen Kameraden mit ihren fünf Kindern für einige Zeit zu sich, damit sie in einer anderen Umgebung auf andere Gedanken kommt und die Geborgenheit in der Gemeinschaft fühlt, für die ihr Mann sein Leben gab?

Die Zeiten sind nicht danach, große Besuche zu empfangen, aber die Zeiten sind danach, große Opfer zu bringen.



Auch eine Favoritin Roosevelts

Prinzessin Sarah Rubinstein



Wie eine rächende Göttin steht sie vor dem Portal ihres Landhauses. Eine Vertreterin der Clique, die es sich in alttestamentarischem Haß zum Ziel gesetzt hat, ganz Deutschland zu sterilisieren

Wir wollen nichts verschleiern, sondern gleich mit der Wahrheit herausrücken: Madame Rubinstein ist keine von den „deutschen Barbaren" entwurzelte Emigrantin, sondern eine freiwillige. Schon mit 18 Jahren — es muß also ihrem heutigen Aussehen nach zu schließen, schon sehr lange her sein — hatte sie das Leben im Krakauer Getto satt, trieb sie der ihrer Rasse eigene Geschäftssinn aus dem östlichen Geburtsort fort. Sieben Schwestern und der alte Rubinstein verfolgten nun von Krakau aus den phantastischen Aufstieg der „schönen Helena".

Fräulein Rubinstein hatte immerhin so viel Takt (oder Prophetie), die westlichen Länder Europas zu verschonen. Sie fuhr nach Australien, spekulierte dort mit einigen Töpfchen Krem geschickt auf die Eitelkeit der Frauen brauchte ja nicht gleich Kudowa zu sein, einer der prinzlichen Gigolos, die sich in den New-Yorker Salons herumreichen lassen, genügte auch. So kam die schon etwas angejahrte Krakauer Jüdin zum Prinzen Gourielli-Tschkonia und durch diesen in die von ihr emaillierte New-Yorker Gesellschaft. Ihr üppiger Busen schwoll vor Stolz.

Woher wir das alles wissen? Auch darin sind wir offen — wir entnahmen es dem „Life" Diese jüdische Millionenzeitschrift entblödet sich nicht, acht (!) Seiten widerlichsten Reklamegewäschs über die Rubinstein zu bringen. Die erste Seite davon ist so schön, daß wir diesen „Hofbericht" unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Von Stolz geschwellt, berichtet die Reporterin:

„Genau um 7 Uhr morgens ohne Wecker und

und hatte in diesem noch „unbemalten" Teil des Britischen Empire so ungeheuren Erfolg, daß sie nach anderthalb Jahren ihr Geschäft auf Europa ausdehnen konnte. Näpfchen, Tuben und Schachteln gingen wie warme Semmeln, seit Schönheit ein käuflicher Gebrauchsartikel geworden war, aber all das befriedigte die Geldgier der Rubinstein, die in allen Währungen verdiente noch nicht. So hüpfte sie über den großen Teich, mitten hinein ins Herz der Plutokratie.

In New York endlich fand sie, was sie brauchte. Dieses moderne Babylon war der ideale Nährboden für Frl Rubinsteins Schönheitsmittelindustrie. Sie eröffnete Laden auf Laden und landete schließlich in der Fifth Avenue dem Luxuszentrum der verjudeten Weltstadt Dort gehörte es bald zum guten Ton bei Rubinstein emailliert zu sein.

Ein „scheenes Geschäft" Die Rubinstein hatte nach eigenen Angaben 25 Millionen Dollar gemacht, was bei den Wucherpreisen in ihren Läden noch gar nicht mal so viel ist. Aber bei der Jagd nach dem Mammon hatte sie keine Zeit, an ihr Herz zu denken. Es

Ruf öffnet die Prinzessin Gourielli-Tschkonia ihre scharfen braunen Augen, reckt ihr solides Gestell und setzt sich in ihrem fluorescentileuchtenden Bett auf. Darauf steigt sie aus dem Bett heraus und in ihr Apfelblütenschaumbad, wo sie, während sie aufweicht, ihre beste Gedankenarbeit des Tages verrichtet.

Voller Gedanken kommt sie heraus, trocknet sich mit einem Handtuch ab, das die Initialen ihres ersten Gatten (ein Herr Titus) trägt, reibt ihren Körper mit flüssigem Puder ein und studiert ihr Gesicht in einem Spiegel, der das Wappen ihres gegenwärtigen Gatten (der Prinz) trägt. Aus der glitzernden Schublade voll Juwelen wählt sie eine Emerald-Halskette, große Diamantenohrringe, Perlschnurarmbänder und ein Paar schwere Rubinringe.

Dann nach einer kurzen Erholung durch den Blick auf ausgewählte Meisterwerke von Picasso ergeht sich die Prinzessin zwischen den hölzernen Karussellpferden, die den Eingang zu ihrem „Greenwich Conn. Home" bewachen. Der Gärtner, der Mann ihrer Dienerin, wartet schon in ihrem antiken Pierce Arrow, um sie zur Stadt zu fahren. Etwa fünfzig Minuten später hält der Gärtner vor einem absichtlich einfachen, kleinen, weißen Steinbau: No. 715 Fifth Avenue.

„Wir sind einige Minuten früher hier, Prinzessin", sagt der Gärtner.

Diese schwulstige Lobhudelei geht nun acht Seiten weiter. Deutsche Zeitungsleser fänden sie auch dann zum Kotzen, wenn sie nicht aus weltanschaulichen Erwägungen heraus eine verständliche Antipathie gegen die flotte Prinzessin Rubinstein hätten.

Aber die Zeitschriften der jüdisch-plutokratischen Hofclique um Roosewelt wissen eben, was sie den „Persönlichkeiten" aus diesem Kreise der Kriegshetzer als Tribut für ihre „treue Opferbereitschaft", in diesen Krieg einzutreten, schuldig sind. Denn daß auch diese prinzliche Favoritin Roosevelts für die Erhaltung der Kultur an der Seite der Sowjetverbrecher stimmt, ist klar. Kann man doch nie wissen, ob vielleicht ein anderer tüchtiger Sproß der Rubinstein als Kommissar dort einen guten Posten gefunden hat.

Und das ist der Prinz Artchil Gourielli-Tschkonia aus Georgiens kahlen Steppen, dessen Wappen sie sich für ihre Krem und Lippenstifte gekauft hat

Fast ein halbes Meter groß, über die ganze Seite in Vielfarbendruck, wird die Jüdin aus dem Krakauer Getto heute dem amerikanischen Volk vorgesetzt. Laut darunter stehender Angab, befindet sie sich auf diesem Bild in ihrem „dream-room", zu deutsch Traumzimmer. Die „Gemälde" und übrigen Einrichtungsgegenstände zeugen von der gewaltigen Kulturstufe ihrer Besitzerin. Uns erinnern sie allerdings an eine traurige Epoche, wie wir sie vor nicht allzu langer Zeit in Deutschland erleben mußten, und die nun Gott sei Dank für immer vorbei ist

*

Bild links: „In ihrem kristall-fluoreszierenden Bett erwacht Ihre Durchlaucht die Prinzessin Sarah Rubinstein", so schreibt die jüdisch-amerikanische Zeitschrift unter dieses Bild, und anerkennend fügt sie noch hinzu, sie habe sich das Bett für 1675 Dollar bauen lassen. Alle Achtung, wenn das keine Kultur ist!



Am Vormittag pflegt sie gern mit ihren Juwelen zu spielen, berichtet bewundernd ein Schreiberling des „Life". Und um aktuell zu sein, fügt sie hinzu, daß darunter auch zahlreiche Steine aus dem ehemaligen russischen Kronschatz im Werte von 1 Million Dollar sich befinden. Da fehlte nur noch, daß der amerikanische Leser erfährt, wie Prinzessin Sarah Rubinstein, angetan mit dem russischen Kronschmuck, für die gute Sache der Bolschewisten betet